Das Bekenntniß am Grabe.

Von

A. Lafontaine.

Erstes Bändchen.

Halle
in der Rengerschen Buchhandlung
1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das
Bekenntniß
am Grabe.

Erstes Bändchen.

Die Leiche.

Ich stand gestern am Sterbebette meines alten Freundes. Fünf Tage vorher saß er noch neben mir bei einer Gasterei, mit fröhlichem Muthe, in der Fülle einer unzerstörbaren Gesundheit, wie wir Alle dachten. Und nun lag er da! das erloschene Auge starrte hinaus in eine andre Welt, die matten Hände sanken unter der Anstrengung, sie zu einem Gebete zu falten. Die blassen Lippen hatten nicht einmal mehr ein Lebewohl für den Freund. Er seufzte, er starb.

Ich ging hinaus zwischen seine Hyacinthen, die seine Freude waren, die jetzt alle emporblüheten. Seine Tauben, die er immer selbst fütterte, flatterten um

mich her. Ich stand vor seinem Thermometer, mit dem er sich viel zu thun machte. Es war in den fünf warmen Tagen, da sein Leben unter den Gefrierpunct, über den es nie wieder steigen sollte, hinab sank, hoch gestiegen. Eine unendliche Wehmuth ergriff mich. Ich werde die blühenden Blumen, die unruhig flatternden Tauben, das steigende Thermometer, und die kalte, zergehende Leiche nicht vergessen.

Aus dieser Wehmuth, in der beide Welten, die vergängliche Wirklichkeit, und die ewige Hoffnung milde zusammenflossen, die mein ganzes Wesen über das Leben erhob, und meine Seele erheiterte, wurde noch auf dem Nachhausegange, ein anderes, ein Gefühl vor dem — laßt mich alles gestehen — vor dem ich erröthe — nichts als ein nachdrückliches Memento mori.

„Wer weiß," sagte ich, mit einem Schauder — „wie bald ich auch erstarrt da liege!" Anstatt mich aller der schönen Stunden unserer Freundschaft zu erinnern,

anstatt den Geist meines Freundes mit meinen Blicken durch die Wolken in den Himmel zu begleiten, hatte ich den Finger auf meinem Pulse liegen, und dachte an nichts, als an mich selbst. O verzeihe du mir, mein Freund! Die Welt wird es mir verzeihen; aber ich selbst? — o gewiß nicht!

Ein Husten, den ich nicht geachtet hatte, schien mir die Handhabe, wonach der Tod griff. Ich durchlief mein Leben mehr mit der Unruhe eines Mißtrauischen, als eines Weisen. Aber auch aus dieser Empfindung wurde ich weggeleitet. Die Erinnerung nahm mich auf ihre schönen Schwingen, und setzte mich ab auf eine der schönen Südseeinseln meiner Jugend, in die duftenden Zitronen=Haine der glücklichen Zeit, wo das Leben aus seinen Quellen erfrischend springt.

Ich vergaß mein graues Haar, meine Jahre, den Puls, die Rechnung, die ich mir selbst und dem Grabe ablegen wollte, und alles, und eine neue Wehmuth, gleich der, die mir die blühenden Hyacinthen,

die Leiche meines Freundes, seine Tauben und das Thermometer gegeben hatten, floß immer süßer, immer jugendlicher durch mein Herz. Aus der Rechnung, die ich zitternd mit dem Tode abschließen wollte, wurde nichts, als eine Landkarte meines Lebens, die ich mir selbst, um noch einmal des Lebens in einer recht frischen Farbe zu genießen, mit allem Schmelz der Phantasie ausmahlte.

„Nein, lieber Tod," rief ich am andern Morgen — „muß deine Hand mich ergreifen, heute oder übers Jahr, so folge ich. Aber zu reden habe ich nichts mit dir; nur dem Leben will ich Rechenschaft ablegen, dem Menschen! Vielleicht daß er einmal über mich lächelt und in seinen eigenen Busen greift, seinen eigenen Schmerz über meinen vergißt, oder seinen Gram mit meinem tröstet. Vielleicht lernt er, daß die Begebenheiten des ganzen menschlichen Geschlechts nichts anders sind, als die Begebenheiten einer Familie; ein kleines Drama in einem Zimmerchen, gemischt aus Leid und Freude, aber aus

eben dem Stoff gewebt, als das große Trauerspiel, worin Könige und Fürsten, Schlachten und Blutvergießen, Dolch und Giftbecher, und ganze Armeen auftreten. Der Tod heißt Jeden seinen Königsmantel und seinen Schlafrock abziehen, und trocknet so gut die Thräne, und stillt so gut den Seufzer Eines Menschen, als die Thränen und die Seufzer einer Welt. Und Gott bleibt immer; und können nicht Thränen und Blut der Thau einer schönern Erndte seyn? und müssen Sie es nicht? frag' ich."

Und so geh ich munter an meine Geständnisse am Grabe.

Mein Ich.

Ich war — da stehn die beiden Worte, und seit einer Stunde sinne ich darüber, was ich war, und es geht mir, wie jenem Philosophen, der gefragt wurde, was Gott sey, und endlich sagte: je mehr ich

darüber nachdenke, je weniger weiß ich von Gott. — Ich sehe, ich muß auf meiner Hut seyn. Ich war schon nicht übel willens gewesen, den Leser zu berichten, als Knabe habe über meinem Haupte eine Flamme gebrannt, wie über Servius Tullius Haupte, oder die Bi.nen hätten Honig auf meine Lippen getragen, wie auf Platons Lippen, und meine Mutter hätte von mir sehr bedeutende Träume gehabt, aus denen herrorging, daß ich einmal ein großer Mann seyn würde. Meine Mutter hat das bis an ihren Tod ehrlich geglaubt und mütterlich; und hätte ich gethan, was meine fromme Mutter wünschte: ich wäre ein besserer Mann geworden, wenn auch kein großer.

Ich war — ein Kind, ein Knabe, ein Jüngling, ein Mann, an den die Vorsätze tugendhafter waren, als die Thaten, der die Reue über tausend Dinge, die er beging, für seine Tugend hielt, im Glück an eine gerechte Vorsehung glaubte, und im Unglück an ein blindes Fatum. Kurz, ich möchte jetzt die Feder lieber weg-

werfen. Aber wer sich besser fühlt, als in diesen paar Zeilen von mir selbst da steht, der mag mich bedauren, und damit gut!

Am besten ists, ich erzähle schlicht weg, wie ein Jahr nach dem andern weglief, bis auf den heutigen Tag.

Meines Vaters Haus lag in einem dunkeln Eichenwalde, recht schön hingelehnt an einen Hügel, den mein Vater zu einem Garten umgeschaffen hatte, und aus dessen Mitte ein reicher Quell hervorsprudelte. Hundert Schritte von meines Vaters Hause lag ein Jagdhaus unsers Fürsten auf der höchsten Höhe der ganzen Gegend, ein kleines, aber schönes Gebäude mit einem Thurme, von dessen Plateforme man die freie Gegend ringsum, wie ein Panorama vor sich hatte. Mein Vater hatte den Schlüssel dazu, und meine Mutter war gleichsam Kastellanin des Hauses, das aber nicht mehr besucht wurde, seit der junge Fürst zur Regierung kam, der sich weit davon ein größeres Jagdhaus hatte erbauen lassen. In dem Garten, der das Haus umgab, bauete mein Vater

jetzt seinen Waitzen, Roggen und Rüben, und hoch aus dem Waitzen standen die Statüen der Diana, des Bachus und anderer Götter hervor.

Meine Mutter konnte nicht aufhören, von den Zeiten zu erzählen, da der alte Fürst mit seinem Hofe hier gewesen war, und sie hundertmal: meine gute Frau Oberförsterin! genannt hatte. „Welch ein gnädiger Herr!“ fuhr sie dann eifrig fort. Mein Vater sagte nichts dazu, als: „Gnädig? ja! aber war er drei Tage hier, so waren unser Hühnerhof, unsere Buttertöpfe und unser Rauchfang ausgeleert.“

„Wohl wahr; aber rechne Eins gegen das Andere! Hat nicht da unser Herrmann die Bestallung schon als Oberförster?“

„Ich wollte, er hätte sie nicht. Seitdem mache ich dem Oberforstmeister nichts mehr recht, und er da, wird's noch weniger machen, wenn er einmal meine Stelle hat.“

Meine Mutter lächelte; denn wie konnte sie glauben, daß mir das Glück je ein saures Gesicht machen würde!

Ich hörte das an und nahm an nichts Theil, als an der vollen Jagdmusik, die meine Mutter nicht genug erheben konnte.

Meine Mutter lehrte mich selbst lesen; denn der Weg zur nächsten Dorfschule war ein halbes Stündchen lang; mein Vater schreiben und rechnen. Die übrige Zeit wandelte ich im Forst umher, von ein paar Jagdhunden begleitet, oder ich saß oben auf dem Thurme des Jagdhauses, und schaute in die ferne Gegend und betrachtete mit einer sonderbaren Art von Vergnügen die heraufziehenden Sterne.

Meine Mutter mußte mich oft genug vom Thurme herab zum Schlafengehen rufen.

Ich war von wenig Menschen umgeben, und darum liebte ich sie alle, weil ich ihrer bedurfte. Sie liebten mich wieder; denn ich that ihnen tausend kleine Gefälligkeiten. Ich war für meine Jahre sehr ernsthaft; denn alle

Menschen, mit denen ich umging, waren viel älter als ich. Meine Mutter hielt das für eine angebohrne Weisheit. Sie sagte es mir, und ich glaubte es, aber ohne daß ich im kleinsten Grade eitler dadurch geworden wäre.

Die Erzählungen unserer Jägerburschen vom wüthenden Heer, vom Waldmännchen, von den Elfen, die im Mondschein um eine Eiche tanzten, von brennenden blauen Flammen über verborgenen Schätzen, die nur ein treues Herz heben könnte, jagten mir manchen süßen Schauer ab, wenn ich Abends durch das Dickigt von einer Streiferei nach Hause kehrte.

Ich glaubte das alles, ich fand das Daseyn der schönen Elfen mit ihrer Königin, die sich in Blumen wiegten, mit Thau die Pflanzen erfrischten, die Schätze bewahrender Geister so natürlich, als mein eigenes Daseyn. Die Nacht war ihre Zeit der Lust, und sie hatten keine Gewalt über ein treues Herz, über die Unschuld, über ein reines Gewissen. Mitten durch ihre Tanzfeste konnte jeder

gehen, der auf guten Berufswegen war. Schauer überliefen mich, wenn ich Abends etwas helles erblickte; aber es waren süße Schauer, meine Seele erhob sich. Sie machten mich zu einem Manne; denn ich war gewiß, ich wollte immer ein treues Herz und ein gutes Gewissen bewahren.

So war ich zwölf Jahre alt geworden, ohne von der Welt mehr zu kennen, als den Forst, unser Haus, meine Hausgenossen. Ich las fertig, ich schrieb eine feste Hand, ich konnte rechnen. Ich konnte eine Eiche schätzen, ein Revier abschätzen, die Spuren des Wildes kannte ich. Bäume und Pflanzen dazu. „Hm!" sagte mein Vater: „es ist gut so! Er wird einmal mit Ehren meine Stelle einnehmen."

„Und mehr als das, wenn's sonst Gottes Wille wäre," sagte meine Mutter, das Haupt ihres Sohnes bekreuzend.

Die Hebung eines Schatzes.

Mein Vater war ein gerader Mann, voll derben, festen Sinns, einfach, der ohne viel zu grübeln that, was ihn recht dünkte. Er bedurfte zu einem Entschlusse nie eine längere Zeit als ein Paar Sekunden, und hielt gar nichts von einem Menschen, der mehr Zeit dazu gebrauchte. Die Bücher, bis auf die Bibel, Gesangbuch und Katechismus, hielt er für unnütze Waare. Mehr Bücher, ausgenommen noch einen Kalender, ein Morgen- und Abendsegen-Buch, und ein Predigt-Buch auf alle Sonntage im Jahre, waren nicht im Hause. Er schüttelte den Kopf, wenn er gar von einem Forstmanne hörte, daß er Bücher zu Rathe zöge. Er hatte ein Recht dazu; denn sein Forst war in dem allerschönsten Zustande. Er lieferte alle Jahre in die Forstkasse noch einen Ueberschuß über sein Quantum, aber in seinem Revier war nicht eine lichte Stelle. Die Sümpfe waren so gut bebaut als die dürrsten Höhen.

Das mußte ihm selbst der Oberforstmeister, der ihm seit meiner Bestimmung zur Stelle meines Vaters nicht geneigt war, gestehen. — Meine intellektuelle Welt war sehr begränzt. Ich lernte bei meiner Mutter den Katechismus, den sie mir, so gut sie konnte, erklärte. Ein reines Herz findet immer die Wahrheit, und sie hatte ein Herz, rein wie der Thautropfen in einem Blüthenkelche.

Den Sonntag gingen wir in die Kirche aufs nächste Dorf; und war es schlechtes Wetter, so mußte ich eine Predigt vorlesen, die meine Mutter nie lang genug, und mein Vater jedesmal zu lang fand. Ich las mit lauter Stimme, so gut ich's dem Prediger im Dorfe nachmachen konnte, und nahm keinen Theil an dem Streit meiner Eltern über die Länge. Was Geschichte in der Bibel war, hatte ich fleißig gelesen. Das war alles. Und mit diesen Büchern, erklärte mir mein Vater, derb und nachdrücklich, sey mein Lesen in der Welt begränzt.

Ich wußte nicht einmal, daß die Welt mehr Bücher hatte als diese.

Aber da war ich einmal auf dem fürstlichen Jagdhause. Ich gehe zufällig in ein Kabinet, ich sehe eben so zufällig an der Wand einen Knopf, ich fasse ihn an, schiebe ihn seitwärts, und ein Schlüsselloch macht mich neugierig. Die Schlüssel zu den leeren Schränken lagen da. Ein Schlüssel paßt. Ich öffne, und vor mir steht eine Menge Bücher, prächtig eingebunden, in dem Wandschranke.

Ich ziehe ein Buch hervor. Der Kuriöse Antiquarius, mit Kupfern. Ich blättere, ich lese, zu wissen, was die Kupfer bedeuten. Das zieht mich an. Der Abend war da, ehe ich es dachte. Ich schließe sorgfältig den Schrank zu, und nehme den Schlüssel zu mir. Ich ging nach Hause, nachsinnend über den Haß meines Vaters gegen die Bücher. Ich fühlte sehr wohl, ich dürfte den Schatz, den ich gehoben hatte, nicht verrathen, wenn er mein bleiben sollte. Der Wandschrank war so wenig sichtbar, daß ihn beim

Auf-

Aufräumen des Hauses, Niemand gefunden hatte.

Am andern Morgen war ich wieder in meinem Kabinette, das ich sorgfältig hinter mir verschloß, und fuhr fort zu lesen. Der ganze Bücherschrank enthielt etwa hundert Bücher, deutsche und englische.

Ich war in eine andere, aber in eine schönere Zauberwelt gerathen. Ich fand nach und nach, und las nach und nach, Reisebeschreibungen, Romane, Schauspiele, Geschichte, Gedichte, Geographie, Mährchen, alles unter einander, und kein Mensch außer mir wußte davon. Ich glaubte von Herzen an die Mährchen, die meiner Phantasie eine Wunderwelt aufthaten, die ich aus meinen Träumen im Wachen schon geahnet hatte. Ich zweifelte an der Wahrheit der Reisebeschreibungen, wilder Völker, die nackend gehen; denn ich kannte ja nichts von der Welt. Die Dichter waren Gellert, Klopstock, Wielands erste Werke, Dusch moralische Briefe, und einige Schauspiele von Kronegk.

Es war mir unmöglich, einen Zusammenhang zwischen diesen Büchern und der Welt, die ich kannte, zu finden. Ich hatte nicht übel Lust, aus dieser Begebenheit selbst ein Feenmährchen zu schaffen. Doch las ich fort, anfangs was mir gefiel. Das war wenig. Aber je mehr ich las, desto mehr verstand ich zu lesen. Ein Buch erklärte das andere, ein Gedanke den andern. Ich las manche Bücher zehnmal, bis ich sie halb auswendig wußte. Ich schweifte von einem zum andern. Ich träumte davon, ich dachte an nichts, als den Zusammenhang zu finden.

Und man ließ mir alle Zeit dazu, man war es gewohnt, mich den ganzen Tag abwesend zu sehen. Ich lief sonst im Forste umher, bald zu den Holzschlägern, bald zu den Jägern, bald zu den Pflanzern. Mein Vater hatte den Grundsatz, jedem Menschen so viel Freiheit zu vergönnen, als er konnte. Er sah es nicht einmal gern, wenn ich viel im Hause war. Der Oberförster, sagte er mit gerunzelter

Stirn, gehört in den Forst, nicht ins Haus.

So konnte ich unbemerkter meine ganze Zeit zwischen den Büchern zubringen. Auf dem Rückwege ging ich zu den Pflanzern, um etwas zu erzählen zu haben, wenn wir am Tische saßen.

Meine Mutter hatte, wie gesagt, schon in meiner Wiege einen großen Mann in mir geahnt. Mein Vater lächelte dazu, so oft sie davon anfing, und mit einem Lächeln, das völlig aussah wie Satyre. Es konnte nicht fehlen, meine jetzige Beschäftigung mußte sich an mir abspiegeln. Ich redete besser wie meine Eltern. Ich redete zuweilen sogar poetisch. Ich gebrauchte Worte, die in meinem Hause nicht gehört wurden. Ich hatte Kenntnisse, die ich nicht immer verbergen, ich gebrauchte Gleichnisse aus einer Welt, die ich nicht kennen konnte. Je länger ich las, desto merklicher mußte das werden. Mein Vater konnte es nicht mehr ableugnen, so gern er gewollt hätte. Meine Mutter focht jetzt ihren Satz siegreich durch, und

mein Vater legte segnend seine Hand auf mein Haupt.

Ich machte meinem Vater zu seinem Geburtstage ein Gedicht, das zur größten Hälfte den Dichtern gehörte, die ich las. Mein Vater erstaunte, als er es las. Er wendete sich weg, um mir seine Rührung zu verbergen, und das Entzücken, das die väterliche Würde nicht ertrug.

Meine Mutter sah an seiner Rührung, daß es keine Rechnung war, was er las. „Was hast Du denn?“ rief sie. „Was liest Du denn?“

„Nichts!“ antwortete er, im Begriff das Papier einzustecken, weil er vorher sah, wie die Mutter den Sohn erheben würde. Aber doch war er nicht hart genug, der Mutter die schönste Stunde ihres Lebens vorzuenthalten. Er wendete sich wieder zu uns um, und sagte mit zitternder Stimme, und das Entzücken öffnete seinen Thränen die weiten Pforten:

„Da, Hannchen, lies, und sey nicht hochmüthig, aber glücklich!“ Mit den Worten ging er hinaus.

Meine Mutter las, las, und zog mich an ihre Brust, und las so weiter. Und ich mußte es ihr vorlesen, und sie hatte die Augen voll Thränen zum Himmel gerichtet; so mit dem Stolze einer Königin ging sie das Zimmer auf und nieder. Dann nahm sie das Gedicht zu sich.

Mein Vater redete nicht ein Wort weiter über das Gedicht. Aber ich mußte den Mittag neben ihm sitzen, er nannte mich, wie sonst niemals, statt Herrmann, mehrere Male, mein Sohn! Er bezeigte mir seine Achtung, meine Mutter nur die alte Liebe mit neuem Entzücken. Er fragte nicht wieder nach dem Gedichte; meine Mutter hatte es, in Papier geschlagen, in die Bibel gelegt, die ihr mein Vater zum Mahlschatze geschenkt hatte, und die ihr sehr heilig war.

Jetzt fühlte ich, welch einen Werth die Bücher für mich hatten. Ich hob mit erneuertem Eifer an zu lesen.

Ich fand unter den Büchern, die Kunst, mit Nutzen zu lesen, aus dem Englischen übersetzt. Das Buch hat-

te mich nie angezogen. Jetzt las ich es, trotz der wenigen Unterhaltung, die es mir gewährte. Es schaffte mir vielleicht den größten Nutzen. Ich fing an, nach seinem Vorschlage mir Auszüge aus meinen Büchern zu machen. Ich stellte Vergleichungen ähnlicher Stellen bei den Dichtern an, und untersuchte den Grund meines größern Vergnügens bei diesem, des geriugern bei jenem. Ich übte mich nach den Regeln des guten Styls, die das Buch enthielt, meine Bücher zu beurtheilen, und mich selbst in Aufsätzen zu üben. Das Buch enthielt im Eingange eine allgemeine Grammatik, die ich zehnmal zu studiren anfing, zehnmal wegwarf, und endlich dennoch verstehen lernte.

Ich Zwerg kämpfte mit einem Riesen; aber ich hatte Zeit, ich hatte Lust, ich war begeistert von der Idee. Meines Vaters verstolnes Entzücken, der Name: mein Sohn! der statt Herrmann jetzt in seinem Munde gäng und gäbe wurde, spornte mich unaufhaltsam mehr, als die

Entzückungen der Mutter, die sie mir so offen zeigte.

Dieses Buch erfüllte mich mit Bewunderung gegen die englische Litteratur. Es waren Bücher genannt, die ich in dem Schranke fand, und deren unbekannte Züge ich mit Betrübniß betrachtete.

Ein englisches Wörterbuch hatte mich angezogen, weil ich gar nicht errathen konnte, wozu es dienen möchte. Auch eine englische Grammatik verstand ich eben so wenig als einen Band astronomischer Tabellen. Aber ich verlor den Muth nicht. Ich hatte mich glücklich durch die allgemeine Grammatik durchgearbeitet. Ich fand die Aehnlichkeit bald mit der englischen Grammatik. Es war mir, als sollte ich die Keilschrift zu Persepolis entziffern. Nie in meinem Leben ist mir etwas schwerer geworden, als diese Arbeit, aber keine war so belohnend, als diese, da ich endlich halb und halb errieth, wozu die beiden Bücher zu gebrauchen waren.

Ich ging freilich unermeßliche Umwege. Ich brauchte Monate dazu, was ein

Lehrer mir in einer Stunde hätte deutlich machen können. Aber welch ein Triumph nun auch, als ich das Ziel mit den Lorbeerkränzen in der Ferne vor mir sah! Und welch eine Uebung meines Geistes! welche Menge von Ideen entwickelte sich nicht bei dieser dornenvollen Arbeit!

Welch eine glückliche Stunde, da ich zu dem Landprediger von Wakefield das Original fand! Welch ein Entzücken, da ich die erste Seite verstand, und die andere nun schon muthig anhob! Welch ein Schatz von Kenntnissen lag nun in der entzifferten Grammatik!

Welch ein glückliches Leben führte ich in meinen beiden Welten, in dem heiligen Dome eines Eichenwaldes in der freien Natur, auf der Jagd, auf dem Vogelheerde, im stillen Tempel der Liebe, im Hause meiner frommen, einigen Eltern, und dann in der Welt, welche mir der Wandschrank auf dem fürstlichen Jagdhause aufgeschlossen hatte! Ich war siebenzehn Jahre alt geworden in dem Schooße des sorgenlosesten Glücks, unter den

Tugenden einer vergangenen Welt — ich kannte den Plutarch auswendig — unter den Liedern der Dichter, unter den Hoffnungen der treuesten Liebe, deren lockende Töne, wie das Lied der Nachtigall aus der Ferne, nur mein Herz voll Ruhe umschwebten. Der Schatz war gehoben. Ich war glücklich.

Der Elfentanz.

Ich war siebenzehn Jahre, da fing die Nachtigallenstimme der Liebe an, in meinem Innern zu schlagen. Eine süße Sehnsucht bemächtigte sich meines Wesens. Ich las nur die Dichter, nur die Romane aus dem Wandschranke. Eine rastlose Unruhe, eine Ahnung von Abentheuern trieb mich jetzt wieder umher mehr als sonst. Aber ich wußte nicht, daß es die erwachende Liebe war, die mich beunruhigte. Ich irrte in gestaltlosen Träumen oft umher, ohne zu wissen, wo ich war.

Aber das alles war nur selten, nur wenn irgend ein Bild meiner Dichter mich ergriffen hatte. Auch der Ruhm trug mich auf seinen weiten Geierflügeln empor. Ich konnte nicht mehr ohne Widerwillen an den Plan meiner Mutter denken, mich, wenn ich zwanzig Jahr alt wäre, meinem Vater adjungiren zu lassen.

„Der Junge muß erst fremdes Brod essen," rief mein Vater — „sonst schmeckt ihm seines nicht in der väterlichen Hütte." Ich stimmte ihm mit vollem Herzen bei; aber dann sah ich an der Kälte, womit er meinen Beifall aufnahm, daß er im Grunde der Meinung meiner Mutter war. Er unterrichtete mich jetzt emsiger in den Dienstpflichten meines künftigen Amtes. Ich mußte Berichte an die Kammer machen, die er mit Vergnügen las. Er überließ mir zuletzt die eine Hälfte des Reviers ganz, und wenn er es durchging, und alles fand, wie er es wünschte: so sah er mich freundlich an, wenn er zurück kam, und sagte trocken:

„Fahr so fort, mein Sohn! Und es soll den Oberforstmeister nicht gereuen, wenn du einmal an meiner Stelle stehst.“

Ich wußte alles, was er wußte. Ich wußte noch mehr. Ich hatte von einem herumziehenden Studenten, der einige Tage bei uns blieb, um sein Vogelkabinet in unserer Wildniß zu bereichern, das Ausstopfen der Vögel gelernt. Ich hatte eine recht hübsche Vogel- und Holzsammlung. Ich fing Botanik an, nach einem Buche, das der mir schickte. Einige Reisebeschreibungen aus meinem Wandschranke halfen mir weiter. Mein Student kam alle Frühjahre auf ein Paar Tage auf die Vogeljagd. Ich rückte vorwärts, und da mir ein Gehäge von jungen Weymuths-Kiefern glückte, auf einer Sandscholle, die gar nichts tragen wollte, und ein anderes von Akazien, die mein Vater nicht kannte, da reichte mein Vater mir die Hand, und sagte: „Ich habe den Büchern doch wohl Unrecht gethan, mein Sohn.“

Der Oberforstmeister war zufrieden mit den neuen Versuchen, mit meinen Vogel- und Pflanzensammlungen, und mein Vater nannte das Kieferngehäge die Herrmans Scholle.

Mein Freund, der Student, hatte mich um einen Kukuk gebeten. Ich war an der Gränze unsers Reviers, da ein schöner Vogel dieser Art vor mir aufflog. Ich verfolgte ihn von Gebüsch zu Gebüsch, ohne auf den Weg zu achten.

Er schoß dahin, setzte sich, und flog davon, wenn ich ihm nahe kam. So zog er mich im Felde umher. Ich lockte ihn mit seinem Geschrei, das ich täuschend nachmachen konnte. Er antwortete, aber er flog immer weiter, und so befand ich mich auf einmal in einem schönen Gebüsch von ausländischen Gewächsen, in einem breiten Schlangengange mit Grand befahren.

Ich ging leise auf dem Grasrande des Ganges fort, meinen Vogel im Auge, und auf einmal zog mich ein anderes Schauspiel an. Acht junge Mädchen

tanzten auf einen Wiesenteppich, ohne mich zu sehen; ein Gebüsch verbarg mich. Ich hatte nichts als Bauer-Mädchen gesehen. Mir war es, als sähe ich die Elfen, mit ihrer Königin tanzen. Und wäre es Mondenschein gewesen, wer weiß, wofür ich die Mädchen genommen hätte.

Ich sah die lieblichen Geschöpfe mit entzückten Blicken durch eine kleine Oeffnung im Gebüsch an, und in dem Augenblick erhob der Vogel, den ich bisher verfolgt hatte, seine Stimme.

Der Tanz stockte. „Kukuk," rief eins der Mädchen, „kannst du rathen, wie viel unser sind?"

Der Kukuk schwieg, und ich antwortete in seinem Namen, und schlug achtmal.

Das Erstaunen der lieblichen Geschöpfe wurde sehr groß. Sie sahen sich unter einander an. „Das ist doch erstaunlich!" riefen sie. Die Eine fragte nun dieses, die Andere jenes, und ich antwortete so gut ich konnte. Ihr Erstaunen wuchs immer mehr mit meiner Lust sie zu necken.

„Sage Eins!“ rief ein Mädchen. Ich thats. „Sage fünf!“ rief ein anderes. Ich gehorchte. „Wie viel ist zweimal drei?“ fragte wieder Eine. Ich zählte sechs. Da rief Eine mit Erschrecken: „Nein, hier bleibe ich nicht. Das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Und Alle bis auf Eine stürzten in das Bosket gegen über, und liefen mit einem Angstgeschrei nach einem Hause zu, das in der Ferne lag.

„Was laufen die!“ sagte eine Kleine von ohngefähr zwölf Jahren recht dreist: „und gar vor einem Kukuk!“

O ich hatte nie ein so liebliches Kind gesehen, als sie. „Lieber Vogel,“ rief sie mit einem reizenden Lächeln: „lieber prophetischer Vogel, sage mir, wie alt ich bin.“ Ich rief zwölfmal. „Getroffen!“ sagte sie, in die Hände klatschend.

„In wie viel Jahren werde ich heirathen?“ Ich rief siebenmal. Sie erstaunte.

„Ist mein künftiger Mann weit von hier?“ Ich konnte nicht antworten.

„Wie viele Meilen ist er von hier?“ Ich schwieg.

„Wie viele Stunden?“ Ich schwieg.

„Wie viel Schritte denn?“ Ich zählte funfzig, so weit war sie etwa von mir. Sie zählte ämsig nach. „Was?“ rief sie: „funfzig? gelogen Herr Kukuk! das will ich sehen! das will ich doch sehen! Sie ging vorwärts und zählte laut, Eins! Zwei! Drei! bei jedem Schritte, den sie machte. Das ergötzte mich im Innern meiner Seele, dieses unschuldige Spiel; und mein Herz gerieth in eine schöne Bewegung.

Mit dem funfzigsten Schritte trat ich hinter dem Gebüsch hervor, dem kleinen lieblichen Geschöpf entgegen, die auf einmal laut aufschrie, als ich vor ihr stand.

Sie war an dem, davon zu laufen, da ich sie ernsthaft fragte: „Wollen Sie nicht die Güte haben, liebes Kind, mir zu sagen, wo ich hier bin? Ich habe meinen Weg dort im Walde verloren.“

Da stand sie still, und antwortete, mich sehr aufmerksam betrachtend: „Dies ist der Garten des Herrn von Bornhof in Schladen.“

„So? da muß ich wohl über den Hof selbst, wenn ich ins Dorf will.“

„O nein,“ sagte sie: „wenn Sie den Weg hier durch das Bosket wüßten, der führt näher.“

In diesem Augenblicke rief der wahre Kukuk ganz nah bei uns. Sie sah betroffen in die Höh, und dann mich an. Sie wußte nun, daß ich es nicht gewesen war, der gerufen hatte. „Wenn Sie die Güte haben wollten,“ fuhr ich ruhig fort: „meine freundliche Wegweiserin zu seyn?“

„Recht gern,“ sagte sie, doch mit einem seltsamen Gesicht. Sie ging neben mir her, und sah mich eifrig von der Seite an. „Aber Sie zeigen mir doch gern den Weg?“ fragte ich wieder.

„O gewiß, recht sehr gern.“ Ich sah ganz deutlich die Frage auf den Lippen schweben nach meinem Namen, aber sie war zu furchtsam dazu. So kamen wir an das Ende des Boskets, wo der Weg ins Dorf lief. Sie sah mich noch einmal begierig an, als wollte sie mein Bild auf ewig in ihre Seele drücken. . . . . .

Dann

Dann machte sie mit einem längern Athemzuge der Unruhe eine Verbeugung. Ich sagte schnell: „Wie dank ich Ihnen die freundliche Begleitung? und ohne ein Andenken sollten wir doch nicht aus einander gehen. Ich habe nichts als" — ich bückte mich, pflückte ein Vergißmeinnicht, das hier am Graben wuchs — „als diese Blume. Sie heißt Vergiß mein nicht! Vergiß mein nicht, liebliches, freundliches Mädchen!"

„Ach!" sagte sie, gleichsam in einer fröhlichen Aengstlichkeit — „glauben Sie mir, ich werde das, heute, nie vergessen."

„Nun so geben Sie mir ein Andenken an Heute."

„Ich habe gar nichts!" sagte sie blöde und unschuldig.

Ich hatte ihre kleine Hand gefaßt, die meine Blume genommen hatte. Ich zog schnell einen von Drath geflochtenen Ring von ihrem Mittelfinger, der einen Namenszug enthielt.

„Das ist ja mein Name," sagte sie endlich. Da rief eine Stimme: „Frie-

derike!" Sie verbeugte sich schnell, und dahin sprang sie in das Gebüsch, und ich ging leise am Bosket weg, dem Dorfe zu.

Ich hörte noch einige Mal den Namen: Friederike, rufen, aber sie antwortete nicht. Mir fiel ein, daß sie Umwege nähme, um erst über die wunderbare Begebenheit nachzudenken.

Das Herz fing mir an, auf dem Rückwege zu schlagen, daß ich vielleicht in das friedenvolle Herz des Kindes eine Unruhe verbreitet hätte. Wie ich von Weitem den Thurm des Jagdhauses sah, da erst fiel mir ein, daß ich ihren Namen nicht wußte. Der Namenszug, aus Drath geflochten, war ein F. und ein R., gerade wie der Name des großen Königs Friedrich Rex zusammen geflochten.

Das liebliche Bild des Kindes blieb vor meiner Seele unbewegt stehen. Aber meine Träume wurden von diesem Tage an sehnsüchtiger, mein Herz unruhiger. Meine Gefühle hatten ein Ziel erhalten. Mein Ideal hatte Umriß, Form, Gestalt, Farbe, einen Namen bekommen. Frie-

derike! Ich sprach den Namen bei jedem sehnsüchtigen Seufzer meines Herzens aus.

Ich hätte alles darum gegeben, wenn ich gewußt hätte, wer sie war, wohin sie gehörte, wer ihre Eltern waren.

Es hätte mir nur einen Gang nach dem Gute des Herrn von Bornhof gekostet. Ich hatte den Muth nicht dazu. Ich meinte, jeder müsse mir bei der Frage die geheimen Seufzer meines Herzens ansehen. Die Kleine konnte die Begebenheit mit nicht abergläubischern Augen ansehen, als ich selbst. Ich trug ihren Ring am Finger, wenn ich allein war; aber ihr Bild wich nicht einen Augenblick lang aus meinem Herzen.

Der junge Oberförster.

Ich war nicht der Mensch, an dem eine solche Begebenheit kalt vorüber gehen konnte. Ich war siebenzehn Jahre alt, und einsam, und unter Wundern gleich-

sam erzogen. Mein Herz mußte in der Welt alles anders greifen, wie gewöhnlich. Diese kleine Begebenheit war mir die hohe Triumphpforte der Ewigkeit und der Liebe zugleich, durch die ein hoher Engel vor mein Leben trat, und sagte: „Sie ist auf ewig Dein!" Und ich sagte glaubend und liebend nach: „Auf ewig mein!" Und mein Leben, und meine Phantasie, und mein Herz erhoben sich, wie eine Insel von einem Erdbeben empor gehoben wird, über das Leben in die Himmel empor, empor über die Nebel und Wolken des Lebens, und mein Leben wurde zu einer heißwallenden Welle der Liebe.

Kam das Gespräch meiner Eltern auf mich, ob ich in die Welt gehen müßte, oder im väterlichen Hause bleiben: so war ich jetzt meiner Mutter Meinung. Ich mahlte mir das Bild aus, des häuslichen Lebens mit der Geliebten.

„Auch kann er," sagte mein Vater — „ins Jagdhaus hinüber ziehen, wenn er eine Frau nimmt."

„Und zum Essen kommen sie Beide herüber," sagte meine Mutter; und ich folgte mit froh zitterndem Herzen ihrer Mahlerei, und mein Herz ergriff, wie ich allein war, den Pinsel selbst, und mahlte mit schönern Zügen das ganze Bild vollendet aus.

Ich ging oft nach Schladen. Ich schlich mich auf den Platz, wo ich sie zuerst gesehen hatte; aber ich sah sie nicht wieder, wenn ich gleich fest glaubte, ich würde sie hier wieder sehen.

Es schien mir schon unrecht, daß ich den Ring verbarg, den ich von ihr hatte. Ich trug ihn, und meine Mutter, die ihn über Tisch sah, konnte ihre Blicke nicht abwenden von meiner Hand. Sie hatte mit meinem Vater darüber geredet. Denn mein Vater fragte: „Welch ein Ring ist das, mein Sohn? Ach," sagte er, ihn betrachtend: „Friedrich Rex." Mein Vater hatte eine unendliche Ehrfurcht gegen den großen König.

„Recht, Herrmann!" rief er mit leuchtenden Augen — „recht, braver

Junge! den Namen schreibe Du in Dein Herz! Hörst Du, und laß ihn da nicht erlöschen! Hörst Du? Und sey dem Namen treu, mein lieber Sohn, bis an Deinen Tod, hörst Du?"

Diese Verwechselung, die so bedeutend durch seine Ermahnung wurde, war mir eine neue Prophetenstimme.

Ich sagte mit zitternder Stimme und Thränen in den Augen: „Bis an meinen Tod, Vater!"

„Bis an Deinen Tod," sagte meine Mutter einstimmend. Alles verwandelte sich nun in feste Gewißheit. Ich hatte die Einwilligung meiner Eltern, die Beistimmung des Himmels. Ich mußte sie wieder finden, dachte ich, mit kindlicher, treuer, gläubiger Seele.

Aber ein Jahr ging nach dem andern weg, ohne daß eine andere Stimme redete, als die Stimme meines treuen Herzens. Mein Vater wurde schwächer. Ich mußte den ganzen Dienst versehen. Er war mit mir zufrieden, wenn er einmal mit einem frommen Pferde das Revier

durchritt. Zu Fuß konnte er nicht mehr fort; aber desto unzufriedener war er mit sich selbst. Er fühlte im Hause eine unbeschreibliche Langeweile, die selbst die Beschäftigung mit meiner Vogelsammlung und meinen Herbarien nicht vertreiben konnte.

Da brachte ich ein Buch mit von dem fürstlichen Jagdhause. Ich schlug ihm vor, etwas vorzulesen. Er sah mich mit großen Augen an. Ich las ihm vor. Er horchte, er fragte. Ich mußte ihm erklären, was er nicht verstand. Er blätterte selbst in dem Buche, wenn er Langeweile hatte. Abends las ich jedes Mal.

Ich brachte ein zweites Buch. Mein Vater lächelte mir schon entgegen, da er mich mit einem Buche in der Hand hereintreten sah. Ich las. Als ich aufhörte, sagte er, und nahm die grüne Mütze ab: „Mich dünkt, lieber Sohn, ich habe mein Lebelang den Büchern großes Unrecht gethan, und sie schütten dafür noch recht schöne Freuden auf mein greises Haupt.“

Ich fuhr fort, ein Buch nach dem andern zu bringen, und mein Vater ließ sich lächelnd vorlesen, und las wiederholt, was ich gelesen hatte. Meine Mutter hörte sehr wenig zu, sie spann und schlief, eins ums andere, außer wenn mich mein Vater um irgend eine Erklärung bat; dann leuchtete ihr Auge im mütterlichen Triumphe.

„Die da, Herrmann!“ rief mein Vater, nach einer meiner Erklärungen, auf meine Mutter zeigend — „ist nicht übel Willens, zu glauben, wir hätten hier Abend vor Abend das Evangelium lebendig vor uns, wo Jesus im Tempel lehrt als Kind. Sag mir, wie habe ich das zu nehmen?“

Ich erzählte meinem Vater von dem Schatze, den ich im Jagdhause gehoben hatte.

Er erstaunte, meine Mutter aber war betrübt, daß auf einmal alle die Wunder vorüber waren, an die sie geglaubt hatte. Mein Vater legte seine Mütze neben sich auf den Tisch, und sagte:

„Ich danke Gott dafür, Herrmann, daß es so ist! Hannchen, ich bitte Dich, mache keine so saure Gesichter, daß unser Herrmann in Wachen, mit Mühe und Arbeit errungen hat, was uns so wohl gefällt. Wäre es ihm angeweht: welchen Dank hätte er dann davon? Sprich!"

Sie gab das zu, wie sie alle Mal that; aber sie hätte lieber gesehen, es wäre ein Wunder gewesen.

Mein Vater hinkte mit mir auf das Jagdhaus, und besah meinen Schatz, der auf seine letzten Tage noch so viele Freuden verbreitete. Wir lasen jetzt um die Wette, und es war mir ein sehr rührender Anblick, den Greis noch in Thränen zerfließend, bei einem Romane sitzen zu sehen.

Das Lesen verbitterte ihm sein Amt noch mehr. Er schrieb an die Kammer, er legte sein Amt nieder, und ich wurde als Oberförster in das Amt meines Vaters eingesetzt, da ich gerade ein und zwanzig Jahre alt war.

Der Mord.

Meine Mutter hob den andern Morgen, da ich von der Kammer aus der Stadt zurück gekommen war, lächelnd an: „Das Amt hast Du, Herrmann! und Gott sey Dank, ein reichliches Brod. Nun aber —“ sie lächelte so freundlich mir zu.

„Sie will Dir sagen, mein Sohn, daß Dir nun noch die Frau fehlt; denn wie könnte eine Frau einen jungen Mann mit einem Stückchen Brod sehen, ohne nicht an den Kuppelpelz zu denken, der —“

„Mein Kuppelpelz soll das Glück meines Herrmanns seyn. Es ist Gottes Wille, lieber Mann —“

„Auch meiner, auch seiner, dafür stehe ich Dir; denn die Bücher, die er liest? ich wollte, Du hättest zugehört. So hast Du wohl schon etwas für ihn ausgesucht?“

„Das will ich nicht. Er soll selbst wählen!“ Aber sie nannte mir doch drei oder vier Mädchen aus unserer Nachbarschaft

her, und hatte von jeder so viel gute Eigenschaften aufzuzählen, und mein Vater stimmte ein.

Am andern Morgen hob mein Vater wieder davon an, am Tisch meine Mutter, und so ging das abwechselnd. Meine Mutter, die mir die Wahl ließ, gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß ich eines Predigers Tochter in der Nähe wählen sollte, die ihre Pathe war. Mein Vater, der mir gerade heraus sagte, daß ein Sohn nehmen müßte, die der Vater ihm geben wollte, ließ mir eine ganz freie Wahl, und hütete sich wohl, einen Namen zu nennen.

Meine Mutter wurde von Tage zu Tage dringender, da ich mich gar nicht erklärte. Ich beschloß, meinem Vater das Geheimniß mit meinem Ringe zu entdecken. Die Romane, die er mit so vielem Vergnügen las, seine Bemerkungen darüber, ließen mich hoffen, daß er mir sogleich beistimmen würde. Von meiner Mutter, die gar keinen Roman las, und wenn sie einmal zuhörte, den Kopf spöt-

tisch hin und her wiegte, war das nicht zu hoffen.

Ich erzählte meinem Vater die Begebenheit mit meiner unbekannten Braut. Er hörte mich ruhig an, aber sein Auge wurde immer finsterer. „Herrmann,“ sagte er, als ich fertig war — „ich habe Dir nur ein Wort darüber zu sagen: Du bist ein Narr! mit Deinen Prophezeihungen vom Himmel!“ Er ließ mich stehen, und ging zu meiner Mutter, es ihr zu erzählen. „Ach,“ dachte ich — „was wird die erst sagen!“ Aber es ging alles verkehrt. Meine Mutter nahm meinen Ring, meine Liebe, in einen recht kräftigen Schutz, obgleich sie die Begebenheit in einem Roman lächerlich gefunden hätte. Sie kam mit glänzenden Augen zu mir ins Zimmer, und erkundigte sich nach den kleinsten Umständen der Begebenheit. Mein Vater schüttelte den Kopf, lächelte und schwieg.

So einsam wir auch wohnten, so wußte doch meine Mutter Mittel und Wege, Nachrichten über unsere Nachbaren einzu-

ziehen. „Friederike R.," rief sie — „laß doch sehen!" Sie durchlief alle Bekannte des Herrn von Bornhof.

„Das Mädchen ist jetzt," rief sie, in geflügelter Eile — „laß sehen — sechszehn Jahre alt. Eine Blondine! Friederike R. Was in aller Welt? Da waren zwei Bekannte des Herrn von Bornhof, die beide mit R. anfingen, aber beide hatten keine Töchter. O hättest Du mir es doch sogleich gesagt, lieber Herrmann! Heute könnte Deine Hochzeit seyn. Vier Jahre? Laß sehen!"

Sie sprang hinaus, sie ließ die Predigerwittwe aus Schladen zu sich bitten, auf den Nachmittag. Sie rechnete die ganze Gegend durch: „Gott gebe, daß es nur nicht ein Fräulein Reichenbach ist aus Manderscheid, da ist die Zweite, die ist sechszehn Jahre alt, und heißt — heißt — wahrhaftig! Friederike." Sie schwieg und nickte mit dem Kopfe, nachsinnend, eine Brü-

cke zu finden zwischen dem Wunder und dem stolzen Adel des Hauses.

„Wenn die es ist,“ sagte mein Vater, „und ich zweifele fast nicht: so hoffe ich, Herrmann selbst wird dann sagen: ich war ein Narr!“

„Wenn es Gottes Wille ist,“ rief meine Mutter.

„Das ist Gottes Wille niemals, Frau!“

„Aber meine Mutter war heute nicht zu besiegen. Sie that tausend Dinge auf einmal. Sie ordnete in Gedanken schon die neue Haushaltung, schlug meine Aussteuer an, ließ einen Schrank vor einer Thür wegrücken, weil die Thür nun gebraucht werden mußte, sang dabei mit klingender Stimme das Lied, das bei meiner Trauung gesungen werden sollte.“

„Zwischen jedem Verse theilte sie ihre Befehle mit lauter Stimme aus. Mein Vater saß da sanft lächelnd. „Es ist doch nichts als Mutterliebe, Sohn, die da den Lärmen macht;“ sagte er sanft.

In dem Augenblick öffnete meine Mutter die Thür, steckte den Kopf hinein, und sagte pathetisch: „Hebe Deine Augen auf, und siehe umher: Deine Söhne werden von Ferne kommen und Deine Töchter zur Seiten erzogen werden. Dann wirst Du Deine Lust sehen und ausbrechen und Dein Herz wird sich wundern! das soll der Text zur Traurede werden.“ Sie zog den Kopf zurück und die Thür zu.

Aber nach fünf Minuten trat sie herein mit einer frohen Glut auf den Wangen. „Oder, lieben Kinder,“ rief sie, mit zitternder Stimme: „denn dies paßt ganz vortreflich. Ich will aufstehen und in der Stadt umgehen auf den Gassen und Straßen, und suchen, die meine Seele liebet. Ich suchte, aber ich fand sie nicht. Endlich fand ich, die meine Seele liebet. Ich halte sie und will sie nicht lassen, bis ich sie bringe in meiner Mutter Haus, in meiner Mutter Kammer. (Hohe Lied, am dritten.)“

„Ich bitte Dich, liebe Frau, laß ihn sie nur erst finden, die seine Seele liebt,“ rief mein Vater ungeduldig.

„Du lieber Gott," sagte meine Mutter seufzend: „welche Noth hat man mit den Männern, die mein Tage nicht glauben wollen, daß alles, was möglich ist, doch geschehen muß. Wozu wäre denn Gott!"

Ich fodre alle Philosophen auf, den erhabensten aller Gedanken schöner und kürzer auszudrücken, als meine Mutter jetzt. Es waren nicht bloß Worte, sie dachte etwas hohes dabei, wenn auch nur an das Glück ihres Sohnes, wenn auch nur mütterlich.

Ich fand meine gute Mutter, die ich bitten wollte, der Prediger Wittwe nichts von meiner Begebenheit zu verrathen, vor den geöffneten Kisten, Kasten, Koffern und Schränken. Sie hatte kaum Zeit, mich anzuhören und mir zu antworten. Sie zählte mir die Hochzeitsgäste vor. Denn die Hochzeit wollte sie sich durchaus nicht nehmen lassen. Sie ordnete die Tafel schon auf dem Eßsaale im fürstlichen Jagdhause. Ich will nur gestehen, wie schwach ich war. Beim Himmel, sie steckte mich mit ihrem festen Glauben an.

Ich erwartete mit Ungeduld die Prediger-Witwe.

„Höre, Herrmann," sagte mein Vater, der meine Heiterkeit sah: „Du hast viele Bücher gelesen; aber ich sehe, man kann recht gelehrt seyn, und doch ein wenig albern. Besinne Dich, Herrman!"

Den Nachmittag kam die Prediger-Witwe. Mein Vater ging in seine Schreibstube. Meine Mutter ließ sich ein Tagebuch von allen Besuchen in Bornhofs Hause geben seit fünf Jahren; aber es war kein einziges Mädchen Namens Friederike darunter. Reichenbachs Friederike hatte Rabenschwarzes Haar, und war häßlich wie die Nacht.

Beide Matronen liefen die Gegend auf fünf Meilen durch; da war in der ganzen Gegend keine sechszehnjährige Friederike zu finden. Die gute alte Witwe wollte nun von meiner Mutter wissen, was sie so eifrig machte, diese Friederike kennen zu lernen. Meine Mutter sagte ihr ein Fabelchen, das sie

glauben mochte oder nicht. Beide Matronen gingen auseinander.

„Nun denn,“ sagte mein Vater, da meine Mutter erzählt hatte, „da seht ihr's!“

Aber meine Mutter ließ sich nicht irre machen. Doch da sie nach einigen Besuchen in der Nachbarschaft keine Friederike von sechszehn Jahren traf, von keiner, die hier gewesen, hörte, da sank ihr Glauben von seiner ersten Höhe mit jeder Woche immer tiefer, und nach sechs Wochen hob sie aufs neue von ihrer Pathe an, und bat mich, sie zu sehen.

In dieser Zeit fiel eine Begebenheit vor, die meiner Mutter Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand richtete. Seit zwei Jahren war von der entfernten Gränze unseres Landes auf meines Vaters Fürsprache, zu der er sich aber nie gestand, in eine gänzlich ruinirte Forst ein weitläuftiger Verwandter meines Vaters, ein braver Forstmann, als Oberförster, gerufen. Der Oberförster erfuhr etwas von meines Vaters Bemühung für ihn,

und schrieb ein Paar Zeilen an meinen Vater.

Wie nun mein Vater war. Er antwortete so kalt, so trocken, so einsylbig, so abwehrend sogar auf diesen herzlichen Brief, daß meine Mutter, was selten kam, sagte: „Die Rache ist mein, spricht der Herr, ich will vergelten! das bedenk', Vater!"

„Rache?" rief mein Vater: „Hm, wie Du es meinst. Aber, sey ruhig, was böses dabei ist, soll Gott auf meinen Kopf vergelten."

Mein Vater hatte in seiner Jugend von dem Vater des Oberförsters, viel böses ertragen müssen, und vergalt es mit seiner Fürsprache für den Sohn. Genug, mein Vater dachte nicht wieder an seinen Verwandten, und er war vergessen.

Einmal kommt meine Mutter mit einem bleichen Gesicht von einem Besuche nach Hause, und erzählt, daß eben dieser Oberförster bei einer schrecklichen Mordthat auf der That ertappt und geschlossen nach der Stadt gebracht sey.

„Hilf Gott!“ rief mein Vater aufspringend, „wohin kann es mit dem armen Menschen kommen! Ich will hoffen, Frau, die Nachricht gehört zu denen, die nicht wahr sind.“

„Mit allen Umständen, lieber Vater, mit den kleinsten Umständen hat mir's die Frau Pastorin in Waldau erzählt. Ihr Sohn sitzt mit im Gericht. Der ist da gewesen.“

„Nun, so sey Gott ein gnädigerer Richter gegen den braven Mann, als Menschen seyn werden.“

Er ließ sich die Geschichte erzählen. Der junge Förster in Doppel-Kirchen, ein wüster, aber reicher junger Mensch, ein berühmter Verführer der Mädchen in der Gegend, wirbt um des neuen Oberförsters Tochter, ein Mädchen, dem die ganze Gegend das Lob eines stillen, frommen, fleißigen, sittsamen Lebens gab.

Der Vater schlägt dem Förster die Tochter, und den Umgang in seinem Hause ab. Der junge Förster lacht, und rühmt sich, daß er das Mädchen troz dem

Vater haben will. Er spricht sie wirklich einige Male in Gesellschaften, die er deshalb angestellt hat, ohne Wissen des Vaters. Der Mensch ist ein schlanker, junger Kerl, immer wohlgekleidet, voll Witz, mit einer heuchlerischen Zunge, und dem Ansehen eines ehrlichen Jungen.

Daraus entsteht eine Feindschaft zwischen dem Oberförster und dem jungen Manne, welche die schlimmsten Folgen befürchten läßt. Der Oberförster hat gedroht; das haben mehrere Ohren-Zeugen ausgesagt, daß er den Förster, so bald er es wieder wagte, nur um sein Haus her zu schleichen, todtschießen wollte wie einen tollen Hund.

Einige Monate darauf findet man den Oberförster bei dem jungen Förster am Boden beschäftigt. Es sind die Holzleute, die ihn so finden. Der junge Förster schwimmt in seinem Blute. Er nennt den Namen des Oberförsters und stirbt. Die Holzleute sehen den Oberförster mit erstarrten Blicken an. Dieser erzählt: er hört ein Geschrei, läuft hinzu, sieht einen

Menschen durch das Gebüsch laufen, einen Menschen sich an der Erde mit furchtbarem Zetergeschrei umher wälzen.

Er springt hinzu. Es ist der junge Förster, der in seinem Blute sich wälzt.

Man holt das Gericht, Wundärzte. Der Oberförster erhielt vorerst in seinem Hause Wache, bis er das Weidmesser, womit der junge Förster erstochen ist, und das bis an das Heft in der Wunde sitzt, für das Seine erkennt.

Er ruft den Himmel an zum Zeugen seiner Unschuld; aber vergebens. Er wird gefesselt, und ins Gefängniß gebracht.

„Gott wird dem Vater verzeihen!" rief mein Vater, die Hände ringend. „Denk ich mir, ich hätte eine Tochter, und so ein Freibeuter wollte sie mir verführen, und ginge nicht, wenn ich warnte: Frau, Du hast mir auf acht Tage alle Freude am Leben verdorben. Ich hatte seit zwei Jahren nichts von ihm gehört, und nun das! Die arme Tochter, schuldig oder unschuldig! die arme bejammernswürdige Tochter! Herrmann geh, geh guter

Junge, sie warten schon auf Dich! Gottlob, jähzornig bist Du nicht, sonst würde ich von nun an zittern, wenn ich Dich mit dem Tode auf dem Rücken dahin gehen sähe."

Ich ging in tiefen Gedanken langsam, meine Leute gingen rasch. Noch langsamer als ich ging ein Jägerbursche, ein stiller Mensch, ein guter Mensch. Ich rief ihn zu mir; denn mir fiel ein, er hatte bei diesem Oberförster gedient.

„Du kennst ja den Oberförster Reinhard, nicht wahr Wilhelm? und auch den Förster Rohde, nicht wahr?"

Der Bursche stand still, sah mich an, erblaßte, zitterte, zitterte so arg, daß ihm die Knie zusammenschlugen.

Das fiel mir seltsam auf, aber ich dachte an nichts. „Dein voriger Herr hat den Förster Rohde ermordet."

Er schüttelte mit dem Kopfe; aber ohne ein Wort zu antworten. Endlich sagte er langsam: „ich will nicht selig werden, wenn das wahr ist, Herr Oberförster!"

„Mit seinem eigenen Messer, vom Hirschfänger.“

Er erblaßte noch mehr, er machte eine Bewegung, als wollte er vor mir hinknieen. Ich hätte auf böse Gedanken gerathen können, wenn der Mensch nicht schon sechs Monate bei uns gewesen wäre, und schon in diesen sechs Monaten war er so still und seltsam gewesen. Ich hatte ihn hundertmal überrascht, daß er abgewendet da stand mit Thränen in den Augen. Ich hatte ihn darum vorzüglich lieb.

Ich ging weiter, er kam einige Male wieder an meine Seite, und sagte; „Herr Oberförster, mein voriger Herr wird doch wieder loskommen? Es ist der bravste Mann von der Welt, und seine Familie, glauben Sie mir, sind Engel.“

„Loskommen? Wilhelm, das Unglück kostet dem armen Manne den Kopf.“

Er zitterte. „Nein,“ rief er: „gewiß nicht! Nein, gewiß nicht!“

„Ich sage Dir, es kostet seinen Kopf.“

„Nein, nein,“ rief er lautweinend: denn ich weiß, wer Rohden ermor-

det hat! Ich weiß es, allein ich, und Gott!“

„Wilhelm!“ rief ich — „bist Du toll? Du weißt es, und Du läßt einen ehrlichen Mann in Ketten schmachten, und die Familie vor Angst sterben? Aber besinne Dich, Wilhelm! Du weißt nicht, was Du redest.“

Er holte einen tiefen Seufzer, er faßte mit einer kalten Hand meine, er rief zitternd, aber entsetzlich: „Kommen Sie jetzt mit in die Stadt, da will ich alles sagen! Alles! Aber lassen Sie mich nicht einen Augenblick aus den Augen, sonst — Ich wollte schon heute früh davon gehen. Gottes Engel hat mich gehalten. Ich will erst den Oberförster frei machen.“

Ich rief einen Jäger, ließ meinem Vater sagen: „Ich und Wilhelm würden ein paar Tage ausbleiben, und —“ mich ergriff eine Todesangst — es war, als wären die Schrecken der Hölle hinter mir — ich eilte mit ihm, so schnell wir konnten.

Wir kamen am andern Morgen in die Stadt. Ich bat Wilhelmen, mir zu sagen, was er wüßte. Er schüttelte den Kopf. Ich ließ mich bei dem Präsidenten des Criminal-Gerichtshofs melden; und in dem Augenblick, da wir die Treppe hinauf gehen wollten, ergriff er meinen Arm, legte sein Haupt an meine Brust, und sagte leise: „Ich bin der Mörder!"

Ein eisiges Schrecken ergriff mich bei den Worten. Er zog mich mit einer starren Gewalt vorwärts in das Zimmer. Wir standen beide wie Bildsäulen vor dem Präsidenten, beide bleich und erstarrt.

Auf einmal rief mein Gefährte: „Der Oberförster Reinhard ist unschuldig. Ich bin der Mörder des Teufels. Ich!" Ich taumelte, von Schrecken gelähmt, auf ein Sopha; der Präsident fuhr drei Schritte zurück. Der unglückliche Mensch stand da wie ein Todesengel, so majestätisch-furchtbar, und unerschrocken mitten im Zimmer.

„Wer ist Er denn?“ fragte der Präsident ihn, und dann mich.

Ich konnte nicht ein Wort reden. Endlich erzählte ich dem Präsidenten, was ich wußte, und setzte dann hinzu: „Ich glaube fast nicht, daß der Jäger hier die Wahrheit sagt. Er ist so still, so traurig, so des Lebens überdrüssig seit sechs Monaten gewesen, seit er in meinem Dienste ist.“

Er sah mich freundlich an, der arme Junge! „Ja,“ sagte er, und seine Thränen flossen mild. „Ich war fromm und gut. Fragen Sie meinen vorigen Herrn, ob er eine Klage über mich haben wird. Aber daß ich der Mörder Rohdens bin, das werden Sie bald sehen, Herr Präsident!“

Der Präsident ließ seinen Secretär kommen, und ein paar Räthe. Mein Wilhelm erzählte sehr langsam, und mit Thränen und Schluchzen untermischt, Folgendes:

Der arme Junge ist im Dienste beim Oberförster Reinhard, und, wie er sagte, ein frommer, stiller, fleißiger

Mensch. Er hängt mit der stillen Seele, voll verborgener Glut, an einer frommen, schönen Förstertochter, deren Vater todt ist. Das Mädchen mit voller Seele an Wilhelm. Alle Sonntage sehen sie sich, alle Festtage geht er einmal mit ihr zu Tanze.

Sie hoffen Beide noch: sie auf ein kleines Vermögen von einer Tante, er auf eine Försterstelle auf einem adelichen Gute, die ihm gewiß genug ist. Da sieht der wüste Rohde das schöne Mädchen auf einem Pfingsttanze.

Er fodert das keusche Mädchen auf, sie tanzt einmal mit ihm, dann nur mit dem Geliebten.

„Der Teufel, Wilhem," sagte Rohde — „wer ist das hübsche, schlanke Mädchen? halbpart, Wilhelm!"

„Nicht halbpart, Herr Förster! Das Mädchen ist meine Braut."

„So?" antwortet der Förster lächelnd, und schweigt.

Aber am Sonntage darauf klagt das Mädchen dem Geliebten, daß der lange

Förster unter hundert Vorwänden sich an sie dränge, ihr auf allen Tritten folge. Den künftigen Sonntag wieder, und zuletzt vergießt sie Thränen.

Wilhelm paßt Rohden auf, und sagt ihm trocken: „Herr Förster, ich habe Ihnen gesagt, daß das Mädchen meine Braut ist. Ich kann Ihnen hier das Sehen nicht wehren; aber ich bitte Sie, Herr Förster, bleiben Sie hier weg! Es ist für mich gut, und für Sie. Meine Braut ist ehrlich; aber sie ist ein Mädchen. Dem sterbenden Vater habe ich am Sterbebette gelobt, seine Tochter zu beschützen. Sie könnten das Mädchen verführen, Herr Förster. Das weiß ich; denn ich habe keine Zeit, Tag vor Tag hier umher zu schlendern, wie Sie. Aber verführen Sie mir meine Braut: so machen Sie Ihr Testament. Ich mache es auch. Ich oder Sie müssen fort."

„Sey nicht wunderlich, Wilhelm! Ich kenne Dich ja, dich Hitzkopf, wenn Du anfängst," antwortet er lächelnd.

Wilhelm muß mit seinem Herrn auf eine Reise, die sechs Wochen dauert. Unter der Zeit wird das Bubenstück der Verführung — nein — der Gewalt vollendet. Der Wüstling schweigt nicht einmal. Er plaudert sein Bubenstück selbst aus. Wilhelms Kamerad putzt die Gewehre und Hirschfänger mit ihm. Er erzählt ihm des Försters Großprahlereien über seine Braut. „Du bist ein Narr!“ sagt Wilhelm mit kochender Brust.

Wilhelm schleift eben das Weidmesser, das in des Herrn Hirschfänger gehört. Der Andere geht mit den Gewehren.

„Ist es! ist es wahr! o ist es wahr?“ ruft der arme Junge, aus der vor Schmerz glühenden Seele — „so erbarme sich Gott meiner nicht, wenn ich nicht“ — er erhebt die Hand mit dem scharf geschliffenen Messer — „dieses Messer in seinem Herzen umwende!“ Er fliegt den Abend zu seiner Geliebten, die in einem nahen Dorfe wohnt, das Messer in einer Scheide in der Tasche. Er stürzt ins Haus. Er findet sie in Thränen, die

ihm schon voraus das Verbrechen verrathen.

Er frägt; das Mädchen erblaßt; er sinkt ohnmächtig zu ihren Füßen. Er erwacht an ihrem Herzen, an dem gebrochenen Herzen der Geliebten, und die bleiche Lippe entsiegelt ihm das Bubenstück, und ihr Schmerz befeuert seine Rache.

„Ich verlasse Dich nicht," sagt der Jüngling kalt — „das versprach ich Deinem Vater im Tode. Aber laß mich besinnen."

Er verläßt die Trostlose, und steht da im Dunkel, und harrt mit blutgieriger Freude jedem Fußtritte entgegen. Aber Rohde kam nicht. Nun überlegt er. Er will Rache, er will blutige Rache, aber auch seine Braut soll glücklich werden. Er macht seinen Plan ganz für sich. Er verläßt den Dienst seines Herrn, und zieht zu uns. Aber von Zeit zu Zeit besucht er seine Braut, die anfängt zu kränkeln. Ein tödtlicher Kummer hat die fromme Seele ergriffen. Sie stößt die Liebkosungen des Geliebten zurück. Sie

fühlt sich nicht werth, seine Frau zu werden.

Dieser Gram ist zu schwer für das weiche Herz. Sie wird bettlägrig. Er besucht sie. Der Arzt ist da. Der Arzt erklärt ihm, daß sie sterben muß. Er hat von ihr gehört, daß der Förster jetzt seine höllischen Absichten auf die Tochter des Oberförsters gerichtet hat. Erschüttert von der Todesnachricht der so unendlich Geliebten, ergrimmt über das neue Bubenstück des Bösewichts, geht er nach Hause.

In Reinhards Forst treten sie, er hinter den Tannen rechts, und Rohde links, einander entgegen. „Was macht Deine Braut, Wilhelm?" fragt Rohde hohnlächelnd.

„Sie grüßt!" ruft er, und er wendet das scharfe Messer in dem Herzen des Bösewichts um, und entflieht.

Er kommt zu seiner Braut, sagt ihr: „Der Teufel hat seinen Lohn!" und geht dann ungesehen die Nacht durch auf Um-

wegen durch den Forst, und war am Morgen bei uns.

Er erzählte; aber wie? wie? jedes Wort war ein Donner, war ein zweischneidiges Schwerdt.

„Armer Junge," sagte der Präsident mit einem Schauer, und dabei liefen dem ehrwürdigen Mann die Thränen über die Wangen. „Ich kann nicht anders. O Gott! Gott!" Er hob die Hand dreimal vergebens an die Schelle, ehe er sie bewegte. „Geben Sie den Befehl," rief er dem Rathe zu — „ihn fest zu machen." Und er stürzte in sein Kabinet.

Er kam aber nach einem Augenblicke wieder zurück. „Daß dem Oberförster die Fesseln abgenommen werden! Er hat nur Hausarrest mit Wache, und seiner Familie geben Sie sogleich Nachricht!"

Das aber sagte er zitternd, und in dem Augenblicke klirrten hinter ihm die Ketten, die Wilhelms Hände fesselten.

Er wendete langsam das zitternde Haupt nach dem Mörder um, und er warf einen Blick gen Himmel, der alle Härten

seines grausamen Amtes im Himmel verlöschte.

„Meinen Wagen!“ rief er — „ich will selbst zum Fürsten, denn er da war unendlich gereizt. Hoffe, mein Sohn!“ und da ging er wieder in sein Kabinet zurück. Ich umarmte den armen Wilhelm mit Schluchzen. „O,“ sagte er — „reiten Sie nach der Oberförsterin! Die,“ er zeigte auf die Räthe — „die sehen so aus, als wüßten sie nicht, was Thränen einer Frau um den Mann sind.“ Ich drückte ihn an mich, und verließ das Zimmer.

In zehn Minuten saß ich zu Pferde, in sechs Stunden war ich dort. Ich stürzte ins Haus, ins Zimmer, ich rief: „Der Herr Oberförster ist frei! der Mörder ist gefunden!“ Und sogleich hingen Mutter, Tochter und Sohn an meinem Halse, mit dem lauten Geschrei der Freude, mit dem herzzerreißenden Schluchzen des schmerzlichsten Unglaubens an die schnelle Aenderung.

Ich erzählte mit wenig Worten die ganze Auflösung. Sie glaubten. Das Haus wurde voll eines rührenden Triumphs. Die Oberförsterin schrie mit einem Zetergeschrei ins Dorf hinein; „Mein Mann ist frei! Mein Mann ist unschuldig!" Bald lag der Sohn an meiner Brust, bald die Tochter, bald die Mutter.

Ich war außer mir, aber ich hatte Hunger, wie ein Wolf. Es war sechs Uhr Abends, und ich hatte nicht gegessen, nicht getrunken, und ich war sechs gute Meilen, ohne mich umzusehen, geritten. Man gab mir nun Wein, Kaffee, kalte Küche und eine brennende Pfeife auf einmal. Die Freude hatte alles aus einander gerissen. Sie hatten mich nicht gesehen. Als ich draußen war, um nach meinem Pferde zu sehen, höre ich: „Aber wer ist denn der Herr?"

„Es ist ja der alte Oberförster aus Eichenloh," sagte die Tochter.

„Der alte Oberförster?" fragte der Sohn. „Es ist ja ein ganz junger

Mensch.“ Als ich von meinem Pferde wieder ins Zimmer kam, waren sie Alle fort ins Dorf, um ihren Freunden die frohe Nachricht mitzutheilen.

Nun kam endlich die Tochter zurück, und antwortete mir auf eine Bitte um ein Glas Wasser: „Ach ich habe nicht einen Augenblick Zeit. Wir wollen eben in die Stadt. Mein guter Vater ist unschuldig.“

Wahrhaftig, sie hatte mich noch nicht gesehen. Ich holte mir meine Bedürfnisse zusammen. Das Mädchen packte Wäsche, Kleidung für den Vater, man machte den Wagen zurecht. Dann fragte sie auf einmal mich: „Wo ist denn der Herr Oberförster aus Eichenloh?“

„Er trinkt eben ein Glas Wasser, weil er kein Bier, und weil man ihm statt Weins Essig gegeben hat.“ Ich hielt ihr mein Glas Wasser hin. Sie flog in der That erschreckt zurück, da sie mich ansah. Sie hatte doch wieder den alten Oberförster im Köpfchen. Aber das Zurückfahren und eine kleine Verbeugung mit den Worten: „Nehmen Sie es ja nicht übel!

Wir wissen nicht, wo uns der Kopf steht. Unser Vater ist frei und unschuldig!" war alles, was ich erhielt. Weder Wein noch Bier. Und was mich am Ende ernsthaft verdroß, war, daß Niemand an der rührenden Großmuth, an dem Unglück meines Wilhelms Theil nehmen wollte.

Am Abend fuhren wir ab. Man hatte mich doch endlich in den Wagen genommen. Mein Pferd konnte erst morgen die Reise zurück machen. Man gab Befehle dazu, und wir reisten ab.

Sie sehen sich wieder.

Im Wagen kam es dann an eine ruhigere Erörterung. „Aber wie kommen Sie denn dazu, Herr Oberförster?" fragte die Mutter. „Es ist ja der Herr Oberförster nicht," sagte die Tochter. „Aber wie erfuhren Sie denn, mein Herr?"

Ich hob nun meine Erzählung vom Ei an. Die Mutter zürnte dem armen Wilhelm. Ich mußte alle Farben der

Phantasie zu Hülfe nehmen, um ihn in einer leidlichen Gestalt zu zeigen. Sie wären mir nun fast im Wagen zu Fuße gefallen, da sie hörten, welch einen Antheil ich an der Begebenheit hatte. Kein Schlaf kam die Nacht in unsere Augen.

Am Morgen waren wir vor den Stadtthoren. Eben ging die Sonne auf, und ihr erster Strahl fiel auf des Mädchens Gesicht. Sie reichte mir mit einem Zauberlächeln die Hand, und sagte: „Ich freue mich von Herzen, Herr Oberförster, daß ich Sie endlich sehe. Sehen Sie, die ganze Nacht habe ich mich mit dem Gedanken herum geschlagen: wie mag er aussehen, der freundliche Mann, der Sohn eines edeln, aber kalten Vaters? O wenn er nur morgen unsern Dank nicht auch so kalt abwehrt, wie sein Vater! O nun werde ich Ihr Gesicht nie wieder vergessen, wie gestern in der Trunkenheit der Freude." Sie erzählte nun mit Lachen, daß ich, statt Wein, Essig erhalten hatte.

Ich ließ den Wagen halten, um zuvor bei dem Präsidenten mich nach der Woh-

nung des Vaters zu erkundigen. Das Mädchen verlangte durchaus, mit mir zu gehen, um den Vater eine Viertelstunde früher zu sehen, und um ihn auf die Nachricht, daß ihre Mutter da sey, vorzubereiten. Der Sohn mußte bei der Mutter bleiben.

Sie faßte meinen Arm, und ging mit mir durch die öden Gassen. „O wie alles schläft!“ sagte sie, die verschlossenen Laden ansehend — „eine glückliche Tochter nur ist wach, und ein freundlicher Mensch! Und vielleicht noch, — mein unglücklicher, geliebter Vater! O glauben Sie mir, ich werde nie wieder ruhig schlafen können, mir wird immer einfallen, daß ein Vater irgendwo in Fesseln liegt. Ach, es ist schrecklich! sehr schrecklich! Wie mag ein Mensch schlafen, bei den vielen tausend Seufzern, welche die stille Nacht zu dem schrecklichsten Abschnitte der Zeit machen!“

„Wie kommen Sie auf diese finstren Gedanken, liebes Kind?“

„O mein Gott, das fragen Sie eine Tochter, deren Vater acht Tage in Fes-

feln gewesen ist? Ach wir wissen, was schlaflose Nächte sind, was ein ruhloser Schmerz ist!"

In des Präsidenten Hause erfuhren wir, daß der Oberförster ganz frei war, und in einem Wirthsause, das der Mann, der uns die Nachricht gab, uns zeigte. Wir flogen dahin. Sie erblaßte mit jedem Schritte mehr. Sie fing an zu zittern, da uns die Thür geöffnet wurde, da der Aufwärter uns nach dem Zimmer führte, das ihr Vater bewohnte. Sie öffnete leise. Sie trat hinein. Ihr Vater lag im tiefen, sanften Schlummer auf seinem Bette.

Sie sagte mir: „Holen Sie meine Mutter!" Sie zog die Schuhe aus, um leiser zu gehen. Dann knieete sie an dem Bette des Vaters nieder, und mit einem leisen, aber herzzerschneidenden Schluchzen küßte sie eine graue Haarlocke, die von seinen Schläfen herab hing. Dann sprang sie auf, und rief leise, aber furchtbar: „O Gott! Gott! Sein Haar ist grau geworden!" Sie kam zu mir, sah

mit irrem, trunkenem Auge mich an, gewiß ohne mich zu kennen, und sagte: „Sein Haar war dunkel! O Gott! o Vater!“

Ich faßte ihre Hand, und bat sie, mich ihren Vater wecken zu lassen. Sie sah mich lange an, ohne mich zu erkennen. Endlich beredete ich sie. Sie stellte sich hinter das Bett, zu seinem Haupte.

Ich machte ein Geräusch. Er erwachte. „Herr Oberförster,“ sagte ich — „eine fröhliche Nachricht bringe ich Ihnen, Ihre Familie —“ Er richtete sich auf, er breitete die Arme aus. „Wo?“ Da lag seine Tochter zu seinen Füßen, in den umschlingenden Armen, an seiner Brust, an seinen Lippen. „Hab ich Dich wieder? o ist es gewiß? ists kein schöner Traum? o rede! wo ist Deine Mutter? o warum ist sie nicht hier? Gott, ich errathe, sie ist —“

„Hundert Schritte von Ihnen, Herr Oberförster! ich hole sie.“

Ich lief, als zur Wette, sie zu holen. „Er ist gesund, er erwartet Sie!“ rief

ich einsteigend, ich trieb den Kutscher an. Ich führte die Oberförsterin in das Zimmer. Ich selbst blieb draußen, und ließ mir troß der unendlichen Rührung, unten einen kalten Kapaunen und eine Flasche Wein geben, die ich unter einer unendlichen Wehmuth, und doch mit einer sinnlichen Freude verzehrte.

Nun kam der Sohn, mich herauf zu holen. Der Vater streckte mir die Arme entgegen, mit den Worten: „Mein Retter! o mein Retter!" Der Arzt von Wilhelms Braut hatte Wilhelms Aussage bestätigt. Der Präsident hatte sogleich die Braut vernehmen lassen, ob Wilhelm ihr an Rohdens Todestage gesagt hatte: „Der Teufel hat seinen Lohn!"

Alles trifft zu. Der Oberförster ist frei. Der Präsident sagte ihm, ich wäre sein Retter, weil ohne mein Zureden Wilhelm — und das hat er gestanden — den Tag eben sich erschossen haben würde. Mein Zureden, wenn er den Mörder kennte, einen ehrlichen Mann nicht

in den Fesseln, und seine unglückliche Familie nicht in der Verzweiflung zu lassen, hätten ihn allein bewogen, zu gestehen.

„O!“ rief das Mädchen, an meine Brust sinkend — „gestern hielt ich Sie nur für den Boten eines Engels, und nun sind Sie der rettende Engel selbst. O davon sagten Sie nichts! nichts!“ Ich fiel aus einer Umarmung in die andere. Ich machte sie aufmerksam auf die Großmuth meines Wilhelms. „So spät!“ rief die Mutter, erbittert — „und ohne Ihr Zureden — Gott! — mußte mein edler Mann sterben!“ Der Alte schwieg, und sagte nicht ein Wort zum Troste des armen Wilhelms. „Er ließ sein Verbrechen auf meinen Vater fallen!“ rief die Tochter. „Wenn nur nicht der Mord mit dem Messer meines Vaters sein Plan gewesen ist,“ sagte der Sohn, sich zitternd wegwendend.

Guter Gott! wie können gute Menschen in ihrer Freude, in der Seligkeit höchsten Triumph so hart seyn; aber aß ich doch in dem Beben der feinsten

geistigsten Wehmuth einen Kapaunen! Arme Menschen! Gott und Thier zugleich!

Der Oberförster wollte nach Hause; und da mein Weg nicht viel um war über seine Wohnung: so versprach ich, mit ihnen zu gehen. Ich besuchte meinen armen Wilhelm mit der Erlaubniß des Präsidenten, der mir die Hoffnung gab, daß sein Leben nicht in Gefahr sey, da er im gerechten Zorn, und überrascht von dem Anblicke des Försters und gereizt von ihm, den Mord begangen hatte.

Wir fuhren am Nachmittage ab. Wir fuhren langsam. Ich und der Sohn gingen wechselsweise. Ich gab meinem Vater Nachricht von der Ursache meines Ausbleibens noch aus der Stadt her.

Wir kamen nun bei Reinhard an. Vor dem Dorfe stieg er aus, und wir Alle mit ihm. Wir gingen durch eine Allee von jungen schwarzen Nußbäumen, die er gepflanzt hatte. „O seh ich Euch wieder, geliebten Bäume!" sagte er, mit hervorquillenden Thränen, und berührte einen

Stamm, als hätte er Gefühl und Seele für seinen Gruß. Vor seinem Hause stand er still. Sein Hofhund an der Kette sprang freudig an ihn auf.

Er sah das Thier an. Er flüsterte mit dem Blicke des Entsetzens seinem Sohne etwas zu, und der löste den Hund von der Kette. „Nein! nein!" rief der Oberförster, die Hände zusammen schlagend — „nie wieder eine Kette!"

Dieser einzige Zug hätte mich auf ewig zu seinem Freunde gemacht. Nun traten wir ins Haus. Er legte das graue Haupt an den Busen seiner Frau, und reichte, ohne hinzusehen, seinen Leuten die Hände zu, und dann eilte er in sein Zimmer, mit einer sonderbaren Eile.

„O so habe ich Euch noch einmal wieder!" rief er jetzt, und breitete die Arme aus, sie Alle zu umfangen, auch mich. Dann setzte er sich ermattet auf ein Sofa. „Mein Kind!" sagte er, seiner Tochter und dem Klaviere zuwinkend, das im Zimmer war — „ich habe eine schreck-

liche Musik gehört, das Klirren der Ketten. Ich bitte Dich."

Die Tochter öffnete das Instrument, setzte sich. „Lieber Vater," sagte sie — „ich weiß nicht, was ich jetzt spielen und singen könnte."

„Du hast Recht! aber ich will Dir etwas geben. Da diesen Vers spiele, und sing!" Er schlug ein Gesangbuch auf.

Sie überlas den Vers, den er ihr gezeigt hatte; dann spielte sie in sanften, einfachen Gängen die Melodie: O Gott du frommer Gott, und dann sang sie mit einer schönen reinen Stimme, und mit einer schönern Wehmuth:

Die Last, die jetzt mich drückt,
Wird mich nicht immer drücken.
Gott wird den müden Knecht
Am Ende noch erquicken.
Ist mir gleich Weg und Ziel
Und Gegend unbekannt:
Verirren kann ich nicht;
Auch hier ist Gottes Land.

Hier stand der Vater auf, und ging in ein Nebenzimmer. Es war eine heilige

Stille geworden, welche die Tochter mit einem sehr schönen Adagio füllte, der den Schmerz verschönte in unsern Seelen.

Die gebrochenen Eide.

Ich hatte hundert Mal geschworen, es könnte, und wäre es die Liebesgöttin selbst, kein Mädchen mein Herz in Bewegung bringen, als meine verlorne Friederike, und diese Nachtigallen-Stimme des Mädchens erregte einen Aufruhr in meiner Seele, von dem ich fühlte, er würde nie wieder gestillt werden. Mitten in dem Schmerze der Familie, der auch in meine Seele geflossen war, konnte ich daran denken, wie ein Lied voll zärtlicher Liebe, von ihren Lippen gesungen, meine ganze Seele mit Liebe bewegen und füllen würde. Ich hätte eigennützig genug seyn können, sie darum zu bitten, hätten nicht an den schönen blauen Augen zwei Thränen wie Brillanten gehangen.

Ich ging hinaus in den Garten, um ihre Stimme in meine Seele nachklingen zu lassen. „Diese schöne Liebe zu ihrem Vater, ihre häuslichen Tugenden, das gefühlvolle Herz" — so sagte ich — aber ich dachte doch mehr an die schöne, schlanke, leichte Gestalt, an das Grazien-Gesicht, an die Nachtigallen-Stimme — „macht mich sicher, sie würde eine gute Hausfrau werden, wenn der verdammte Ring nicht wäre." Ich zog den Namenszug des großen Friedrichs und meiner unbekannten Braut vom Finger und steckte ihn ein, um ihn nicht mehr zu sehen. „Aber," fuhr ich ein wenig beschämt fort — „hat denn mein Vater nicht Recht, daß es eine Narrheit ist, einen Scherz der Kindheit zu Ernst zu machen?"

Alle meine Eide waren gebrochen. Ich ging entschlossen in das Haus zurück, bei der ersten Gelegenheit mit dem Vater oder der Tochter zu reden.

Der Schmerz und die Wehmuth gingen nun in eine zarte, feinere, geistigere Freude über bei allen Gliedern der Familie.

lie. Alle behandelten mich mit einem Vertrauen, als wäre ich ein Mitglied des glücklichen Hauses. Man wollte durchaus des Vaters Rettung Wilhelmen nicht zuschreiben, und so schrieb man mir sie zu.

Der Oberförster verlangte nun von mir Nachrichten von meinem alten Vater. Ich gab sie. Mutter und Tochter wollten das Detail von unserm häuslichen Leben. Ich erzählte, und Reinhard rief: „Sagte ich es nicht immer, er wäre ein sehr edler Mann, troz seiner Briefe? Dem Vater verdank ich mein reiches Brod, dem Sohne das Leben. O könnte ich für Sie — etwas Großes thun!"

Ich blickte auf, mit einem Blicke, in dem gewiß die Liebe und mein Wunsch flammte, und sah die Tochter an, die gegen mir über saß. Sie erröthete, und mir schlug das Herz hoch empor.

Ich ergriff mit einer Heftigkeit, die mich selbst überraschte, des Vaters Hand, und indem ich es that, sprang die Tochter auf, ich sah es, noch glühender erröthend und zitternd. Sie sah voraus, was ich

sagen würde. „O,“ rief ich — „ich werde Sie einmal um etwas sehr Großes bitten!“ Alle verstanden mich, denn Alle, Vater, Mutter, richteten die Blicke auf das Mädchen, nur einen Augenblick lang. Das gab mir Muth. „O,“ sagte ich, zitternd — „Sie scheinen meine Bitte zu errathen, mein theurer, würdiger Vater!“ Er sah mich an; aber mit verfinstertem Auge. Er zuckte unmerklich die Achseln, und antwortete nicht.

„Ich habe Sie verstanden,“ sagte ich tief betrübt, mein Auge zu Boden schlagend — „Sie müssen Nein sagen.“

„Nicht ich,“ sagte er heftig, aufstehend — „aber meine Tochter glaubt Nein sagen zu müssen. Sie ist verlobt!“

Ich bedeckte mein Auge im tiefen Schmerze. Der Vater trat vor die Tochter hin, und sagte: „O Kind, es ist so süß, dankbar seyn. Und ist die Rettung Deines Vaters nicht auch eine Stimme vom Himmel, eine deutlichere, als Dein Wunder?“

Sie erblaßte. Dann sagte sie zitternd: „Mein Vater, ich breche meine Eide. Wenn diese Hand, wenn mein Herz diesen edlen Mann belohnen kann: so —“ sie lag an der Mutter Brust, und reichte mir von Weitem die Hand.

Mein ganzes Wesen zuckte im wildesten Schmerz; aber leise sagte ich: „Bewahre mich Gott, daß ich zwei glückliche Herzen brechen sollte! Nein, theures Mädchen, lassen Sie mich gehen!“ Ich machte eine Bewegung nach meinem Hute.

„Sie brechen kein Herz, theurer Freund!“ rief die Mutter — „Sie zerstören nur das kindische, phantastische Bild eines Jugendtraums. Sie ist verlobt, aber ohne einen Verlobten. Sie ist Braut, aber sie kennt den Bräutigam nicht.“

„Sie war als Kind von zwölf Jahren in Schladen. Die Stimme eines Kukuks —“

„O Friederike!“ rief ich mit einem Entzücken ohne Gleichen, und zog den Ring hervor. „Sehen Sie, den

Ring habe ich getragen, als den Bürgen meiner Treue bis diesen Morgen. Da brach ich meine Schwüre gegen Sie, um sie ewig zu halten in einer schönern Liebe. O meine Friederike, erkennen Sie den Ring nicht wieder?"

„Vater," rief sie — „er ists! o er ists ja! Er ist mein Verlobter, und nun hat uns die Liebe noch einmal und fester, und für beständig verbunden!" Sie näherte sich mir. Sie reichte mir die Hand. Sie sah mich hold erröthend an. Da hob ich meine Arme, und sie sank liebend an meinen Busen.

Der Vater schüttelte den Kopf unablässig. „Was hast Du denn, Vater?" fragte die Oberförsterin.

„Daß aus der kindischen Fabel ein so hoher, stolzer, überirrdischer Ernst wird. Warum soll ich nicht eben so gut an die Prophetentaube zu Dodona glauben, wenn ich an den wahrsagenden Kukuk glauben muß?"

Ich lächelte. „Der Kukuk hatte gut prophezeien. Ich spielte seine Rolle." Ich

erzählte, Friederike erröthete; denn ihr Vater warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf sie. „Lieber Vater," sagte sie — „es ist ja noch alles gut geworden."

„Das ist ein Glück, Riekchen! aber es hätte auch alles schlimm gehen können."

„Dieser Aberglaube, lieber Mann, ist so menschlich."

„Aberglaube doch! Frau, die Vernunft in uns, und das Gewissen, ist allein die Stimme Gottes, die der Mensch hören muß. Konnte sie nicht darum einen edlen Mann ausschlagen? und — hat sie ihn nicht ausgeschlagen? — Konnte nicht ein Schurke das Mährchen hören, erscheinen mit dem Ringe am Finger? hatte sie sich nicht schon halb selbst verführt?"

„Und trag ich denn nicht die Schuld, mein Vater?" fragte ich. „Und scheint nicht dennoch eine geheime Verbindung in dem allen? Ist es minder ein Wunder, weil ein Scherz das Wunder gebahr?"

„Das Wunder ist, daß alles so gut abgelaufen ist.“ Er legte unsre Hände zusammen.

Ich ritt nach Hause, um meinem Vater Nachricht zu geben. Mit jedem Tage wuchs mein Glück, und nahm immer eine neue, eine schönere Gestalt an. Wie Reinhards zum ersten Male zu uns kamen, wie meine gute Mutter sie empfing, und zwischen den Verbeugungen gegen das schöne, gutgekleidete Mädchen, und der Mutter Empfindung rang; wie die beiden Väter, alles vergessend, sich die Hände reichten, sich betrachteten, und sogleich die Herzen wechselten; wie meine Friederike vor meinen Vater hintrat, und er mit zwei Worten, aus ihrem Auge, und sie mit ihrem Liebreiz, und dem kindlichen Vertrauen aus seinem Auge Thränen hervorholten; wie mein Vater das Mädchen beobachtete mit dem scharfen Jägerblicke, die vier Tage, die sie bei uns war, über tausend Dinge sie fragte, und immer freundlicher wurde von Stunde zu Stunde, und immer froher und ver-

gnügter; und wie er seinen ältesten Wein hervorholte, in der wachsenden Freude, und drei Schnuren kostbarer Perlen für seine Tochter, ein Erbstück seiner Mutter, und sie ihr selbst um den Hals band; und wie er zuletzt voll einer trunkenen Freude ausrief: „O du Freude meines Hauses, sey auch die Königin meines Hauses!“ und er mir und ihr sein Vermögen in einer Akte zusicherte: Himmel, wie glücklich war ich!

Meine Mutter gewann auf einem andern Wege Friederikens Herz, durch ihre Liebe gegen mich. Sie liebte das Mädchen nur, weil sie mich glücklich machte. Nun wurde von der Hochzeit gesprochen. Meine Mutter schlug ein halbes Jahr zur Brautzeit vor. So viel gebrauchte sie, die neue Wirthschaft einzurichten. „Wenn ich so lange lebe!“ sagte mein Vater kopfschüttelnd. Am folgenden Sonntage wurden wir zum Schrecken meiner Mutter aufgeboten. „Welche Männer!“ sagte sie mir allein — „Dein Vater hat mir nie Zeit gelassen, mich zu

besinnen, du lieber Gott!“ Sie hatte nie ihren Willen. Die Hochzeit wurde auf dem fürstlichen Jagdhause gefeiert.

Aber den andern Morgen zog meine Friederike mit mir in das väterliche Haus. Sie wurde die Freude meiner alten Eltern, und der freundlich beglückende Engel meines Lebens.

Zwei Enkel sah mein Vater noch; drei meine Mutter. Dann waren wir allein; meine Frau sagte, als wir von dem Leichenzuge meiner Mutter zurück kamen: „O Herrmann, ich werde es nie vergessen, daß sie Dich beide schöner liebten, als ich.“ Wir umarmten uns weinend, und versprachen uns, gut und treu zu seyn, wie sie es waren.

„Habe ich Dir,“ fragte ich heute meine Frau, nachdem ich das oben geschrieben hatte — „habe ich gehalten, was ich am Begräbnißtage meiner Mutter Dir versprach?“ Sie lächelte und drückte meine Hand. „O jene jugendliche Liebe ist es

nicht mehr, die wir jetzt für einander fühlen. Aber dieses wunderfeste Vertrauen, dieses ganz Eins seyn, was jetzt ist, war es damals auch nicht. Die wahre Liebe kränzt doch um greises Haar noch ihre beseligenden Kränze. Die junge Liebe schaut vorwärts in ein Paradies; die Liebe des Greises schaut zurück, wie der zweiköpfige Janus, und vorwärts in zwei Paradiese voll erfüllter Wünsche, und voll unsterblicher Hoffnungen. Ich trage Deinen Ring aus Drath geflochten noch, liebe Frau, und bei meinem Tode lege die Hand eines meiner Kinder ihn auf das stillgestandene Herz; denn es hat Dich geliebt, bis es stillstand!"

Der Frühling meiner Familie.

Wie anders soll ich die erste Zeit meines häuslichen Lebens benennen, als mit dem Namen der schönsten Zeit des Jahres? da um uns her die Blüthen der Liebe, ein Häuflein schöner Kinder herhingen, und

die Paradieses-Blume der ersten entzückenden Liebe aus den Herzen der Eltern mächtig empor schlug; da alles Gute im Leben um uns und in uns keimte, fröhlich empor sproßte; der Himmel des Geschicks im blauen Glanze über unser Leben her-hing, und die Hoffnung wie eine schöne Abendröthe uns einen noch schönern Tag gelobte. Es war der schönste Tag eines menschlichen Lebens.

Unsre Kinder jagten sich, und jauchzten, und wälzten sich auf dem weichen Rasen um unser Haus her, vor dem Vater und Mutter in jugendlicher Liebe saßen, Hand in Hand geschlagen, mit innigem freude-klopfendem Herzen.

Aber das alte Forsthaus war es nicht mehr, obwohl noch die alten Menschen und die alten Herzen. Die grünen Gardinen verschwanden, und machten weißen Vorhängen Platz, die meine Frau mit kunstreicher Hand, zierlich in Festons Wellen schlug. Der schöne Schmuck meiner Mutter, eine Reihe glänzender Schüsseln und Teller, untermischt mit Zitronen und

Kürbissen, wanderte aus dem Wohnzimmer in die Küche. Ein größerer Spiegel verdrängte den Kalender, die zierlichen Kleiderbürsten und ein großes Nadelküssen von ihren Stellen. Ein paar Sessel, mit vielfarbigen Dreiecken besetzt, kamen in das Schlafzimmer, und wir bekamen dafür ein Sofa. Der kleine, immer gefüllte, Geldschrank schüttete seinen Reichthum in eine noch kleinere Chatulle aus.

Das alles ging mir wohl nahe; aber es paßte doch nicht mehr zu der jungen, lieblichen Oberförsterin, in ihrer modernen Kleidung, und meine Mutter half in dem letzten Jahre, nach dem Tode meines Vaters — denn so lange blieb alles an Ort und Stelle — ihrer Frau Tochter — so nannte sie noch immer meine Frau — so treulich mit zu dieser Verschönerung des Hauses, daß ich gar wohl dazu schweigen konnte.

Sagte ich etwas, und ich sprach, da man meines Vaters Folio-Bibel von ihrem Ehrenplatze verwies — so sagte meine Mutter: „Lieber Herrmann, das

Haus muß der Spiegel der Hausfrau seyn! Als ich zu Deinem Vater ins Haus trat: ich habe es nicht anders gemacht. Deine Frau ist ein Engel." Ich lächelte und war zufrieden.

Die Familie meiner Frau hatte eine ausgebreitete Bekanntschaft. Wir erhielten Besuche, wir gaben Besuche.

„Es muß so seyn, lieber Herrmann!" sagte meine Mutter, die ich bedauerte. „Wir hatten mehr übrig, das ist wahr. Aber eine junge Frau, und ein so frohes Herz will mehr Raum haben, als ein paar Alte. Sie ist ein Engel, Herrmann!" Ich lächelte wieder und war zufrieden.

Ich verglich meines Vaters einsames, stilles Leben mit dem meinigen, und ich mußte mir gestehen, daß unser Leben tausendmal genußreicher war als seines, daß ihm viel, sehr viel Stunden hingelaufen waren, die er mit gar nichts auszufüllen gewußt hatte, und die ihn streng und finster machten.

Es war bei uns der Frühling des Lebens, wo alles blüht, wo die Stimmen der Freude und der Liebe erklingen, wo die ganze Natur im frohen Tanze der Freude sich dreht. „Der Herbst wird auch kommen,“ sagte meine Mutter, die Hände faltend — „wo die frohe Stimme der Vögel verstummt, und alles baut, arbeitet, einträgt zum Winter, oder zum Grabe.“ Ich lächelte und war höchst zufrieden.

Meine Frau verstand die Kunst, den fruchtreichen Herbst mit dem frohen Frühlinge zu vereinigen. Wir lebten einfach. Sie führte ihre Haushaltung mit einem sanften Ernste. Unsere Leute beteten sie an. Sie machte das Glück ihres Mannes, ihrer Kinder, sie war die Freude unserer Gesellschaften. Sie war die Lehrerin ihrer Kinder, und zugleich ihre Freundin. Sie hatte Muth für uns Alle, Freude und Scherz für uns Alle. Sie las, sie spielte, sie sang, sie arbeitete, und am Ende von sechs Jahren hatte sie einen

kleinen Schatz erspart, was ich nicht geglaubt hätte.

Mein Amt verwaltete ich mit treuer Liebe, und meine neuen Anlagen, zu denen mein Schwiegervater mir die Anleitung gab, vermehrten den Ueberschuß noch, den mein Vater in die Forstkasse geliefert hatte. Aber wie ganz anders war jetzt alles! Kam ich zurück, so empfing mich meine Frau eine halbe Stunde vor der Wohnung mit meinen Kindern, und mein Nachhauseweg war der Triumphzug meines Vaterherzens. Dann an meinem Arm hängend, erzählte sie mir, wie gut mein ältester Sohn gelernt, wie fleißig meine Tochter gewesen war, wie gehorsam die beiden jüngsten.

Die Kinder umflatterten mich, mit den frohen Gesichtern voll Gesundheit. Die Liebe und die schönste Freude waren die Schutzgöttinnen meines Hauses. „Sie ist ein Engel des Himmels!“ sagte ich tausendmal, wenn ich allein war — „sie war es! sie ist es noch!“

Der Tod meiner Schwiegereltern versetzte uns in eine Art von Ueberfluß. Aber wir bedurften es auch jetzt; denn die Erziehung, die Kleidung unserer Kinder, die heran wuchsen, vermehrten unsere Ausgaben beträchtlich.

„Aber es ist ja nur die Aussaat, Riekchen!" sagte ich freudig zu meiner Frau. „Die Erndte giebt ja alles zehnfach wieder. Denn unsere Kinder, liebe Frau, sind, ohne eitel zu seyn, die besten Kinder von der Welt, vor deren Fortkommen mir gar nicht bange ist. Wer kann die beiden Mädchen sehen, ohne sie zu lieben, und wie weit sind die beiden Burschen vorgerückt! Wir haben Freunde, liebe Frau, und Freunde, die lange Arme haben. Ein kleines Vermögen dazu."

Sie lächelte. „Und wenn das alles auch nicht wäre, Vater, und fast glaube ich, Du denkst zu viel davon: so haben wir und sie gesunde Arme, frohe Herzen, und herzliche Liebe, und damit reicht man weit."

Genug, wir waren getröstet, und nun rechneten wir zusammen, wie viel wir unsern beiden Söhnen auf der Schule geben müßten, wohin sie sollten. Wir bildeten uns beide ein, daß es um die Köpfe Schade wäre, wenn nicht mehr heraus kommen sollte, als ein paar Oberförster.

Der Tag ihrer Abreise war der erste schwüle Sommertag unseres Lebens. Wir hatten sie ausgestattet, als wären wir reich. Unsere Herzen waren nur reich. Wir fühlten gar bald, daß wir uns einschränken mußten, um sie zu erhalten. Die Blumen-Gehänge der Musselin-Vorhänge verschwanden wieder, und die grünen Raschgardinen traten wieder in den alten Dienst.

Als sie da hingen, kam meine Frau zu mir mit einem bittersüßen Lächeln, und sagte: „Es ist nicht anders.“

„Guter Gott,“ sagte ich — „solls denn anders seyn?“ Wir gestanden uns beide schon nach einigen Tagen, daß der Anblick der Gardinen eine neue und geistigerte

stigere Blüthe unsers Glücks sey, und nach drei Wochen waren wir daran gewöhnt.

Die Schwesterliebe.

Alles, was die Abreise meiner Söhne verändert hatte, war wieder eingefugt und eingerichtet. Wir gaben ein Dutzend Gesellschaften, wir aßen eine Schüssel, wir hielten eine Magd weniger, und wir wunderten uns zuletzt, daß uns das so schwer hatte scheinen können, was so leicht war. Da trat eines Morgens mein Schwager ins Zimmer. Er hatte uns lange nicht besucht. Wir wußten wenig von ihm; aber in den Stunden der kleinen Sorgen gründeten wir unsere Hoffnungen auf ihn.

Meine Frau hatte nun einmal von ihm den Begriff, es stecke einmal ein reicher, ein sehr reicher Mann in ihm. Sie schloß jedes sorgende Gespräch um das Glück unserer Kinder mit den Worten: „Und am Ende haben sie doch meinen

Bruder noch!" „Da ist er ja!" rief meine Frau, wie sie ihn sah, voll Freude, voll Hoffnung; denn eben den Morgen hatten wir für sechs Monate das Kostgeld für unsere Söhne abschicken müssen.

„Ich komme," sagte er — „Euch noch einmal zu sehen, ehe ich diese Halbkugel verlasse. Ich gehe nach Philadelphia, um da Fortunens Haarlocke zu ergreifen, wenn die Göttin der Narren nicht ganz kahl ist. Ich bin so arm, Schwester, als käme ich jetzt aus den Händen eines raubsüchtigen Advokaten."

Meine Frau fuhr zurück, fuhr desto erschreckter zurück, da sie heute unsere Finanzsession mit den Worten geschlossen hatte: „Haben wir doch auf alle Fälle meinen Bruder noch!" Sie warf einen bedenklichen Blick auf mich. Ich schloß ihn desto herzlicher in die Arme, und rief: „Erst laß ihn unsere Liebe sehen, Frau, und dann unsern Schrecken. Arm, Bruder, bist Du nicht, so lange ich noch etwas habe."

Ich ließ mir von ihm erzählen. Er erzählte nach seiner Weise, so daß ein Fremder ihm gewiß nicht angehört haben würde, er erzählte so eben das Unglück seines Lebens, das Einbrechen aller seiner Hoffnungen.

Er hatte in Hamburg — es war gerade der amerikanische Krieg — mit seinem Gelde diskontirt, assekurirt, gewonnen, verloren, spekulirt, und durch ein paar unvorhergesehene Unglücksfälle auf einmal alles verloren, erzählte er mit närrischen Bemerkungen, untermischten, lustigen Anekdoten, Abschweifungen aller Art.

„Und Du sprichst davon wie von einem verlornen Schachspiel?" sagte meine Frau mit einem Vorwurf.

„Und ists denn mehr? Ich fange ein anderes an, Schwester!"

„Was ein anderes?" rief ich — „bleib bei uns, Bruder! Wir werden Brod für Dich haben."

„Aber keinen Spaß! Guter Schwager, was Du mir da bietest, bietet mir

jedes Komtoir, wollte ich, könnte ich still sitzen. Frag Deine Frau. An jeder Glücksbude, und ich stand an jeder, reizte mich nicht der Gewinn, sondern nur der höchste Gewinn; kein Apfel hat mir geschmeckt, als der, den ich von dem schwankenden höchsten Gipfel des Baums herabholte. Ich würde über jeden Rubikon schreiten, über den sich mit Ehren schreiten läßt. Was Euer Leben mir bieten kann, so viel, ach so sehr viel es ist, ist nichts, gar nichts."

„Ich dachte, der Oheim in Hannover, lieber Ferdinand — Es hieß ja, er sey so reich, er wollte Dich etabliren."

„Hieß, hieß, liebstes Rieckchen! hieß! Auch habe ich zwei selige Monate bei ihm zugebracht."

„Gottlob! so wars nicht wahr, was das Gerücht von ihm sagte."

„Was sagte das Gerücht? Daß er ein schäbiger, niedriger Filz ist, der in der Jugend eine Summe von hundert Thalern zusammen bettelte, stahl, kup-

pelte, wucherte; das Geld bei Groschen auf Pfennigs-Zinsen austhat, und von einer Verfallzeit zur andern hungerte, seine Schuldner um Mittag mahnte, weil sie ihn zum Essen bitten mußten, vom Käse-Abfall lebte, und von Brodstücken, die er den Bettlern am Thore abkaufte; einen Spaziergang durch die Weinberge machte, in jedem eine Weintraube pflückte, und sich dabei auf Moses Gesetz berief, der dieses erlaubte. Hat das das Gerücht von ihm gesagt: so hat es dem ehrlichen Schelm großes Unrecht gethan; denn es hat nur den zehnten Theil seines Filzes erzählt.

„Er trieb hernach einen Handel mit alten Kleidern, in die er neue Knöpfe setzen, mit alten baufälligen Häusern, die er in- und auswendig ausmahlen ließ; borgte Geld zu zwei Prozent, und verborgte es wieder auf kurze Fristen zu zwanzig, und mit Prämien, die er sogleich abzog. Er hing sich an alle liederliche junge Leute, die er christlich zum Guten ermahnte; hörten sie nicht, sondern lachten,

so war seine Seele gerettet. Er schaffte ihnen Geld, und nahm dafür ihre Uhren, Dosen, Ringe, Kleider, Pferde, Bücher, für fast gar nichts. Und so hatte er in zwanzig Jahren zwanzig tausend Thaler zusammen gescharrt.

„Dann zog er den besten verpfändeten Rock an, bezog ein größeres Haus, und trieb nun seinen hundertfachen Handel im Großen, mit verdorbenem Kaffee, Indigo, Gewürz, was er bei den kleinern Krämern zehn Meilen ringsum wieder absetzte, spionirte nach den Geldverlegenheiten aller Reichen, machte den Unterhändler, kaufte Wechsel, große Häuser, Gärten, Landgüter, handelte mit reichen alten Weibern, und jungen hübschen, liederlichen, verschuldeten Kerlen, und vervierfachte sein Kapital."

„Bruder, o Bruder!" sagte meine Frau, ein wenig finster. Denn auch dieser Oheim gehörte mit zu ihren Hoffnungen.

„O gib nur Acht, liebste Schwester, aus dieser Schimmelpflanze, die auf ei-

nem alten Käse angeschossen ist; wird nun sogleich ein Dianenbaum von Silber. Er verborgte nun Tausende. Er trug nun ein Kleid von feinem englischem Tuche, die Aufschläge gestickt, verpfändet zwar, aber noch wie neu, einen Brillantring am Finger; denn er blieb nicht mehr im Vorzimmer wie sonst. Er aß mit Präsidenten, Hofräthen, der ganzen vornehmen Welt, die Geld gebrauchte, und nannte einen jeden vertraulich: mein theurer Freund. Er fing an, seinen Einfluß so gut zu verhandeln, wie vorher seine Waaren. Er schoß dem Staate vor; seine Papiere galten in Hamburg auf der Börse. Er reiste jetzt — nach Frankfurt auf die Messe in einem Phaeton, mit zwölf Zoll breiten Rädern, um das Chausseegeld zu sparen, nach Leipzig, nach Bremen, Hamburg, Lübeck. Und nun schoß der Mann zu Silber, Gold und edlen Steinen an. Er besaß ein Hotel, prächtig, wie eines Fürsten; aber in der obern Etage schnurrten die Strumpfwir-

kerstühle seiner Miethsleute und seiner Wollarbeiter.

„Da kam ich zu ihm, weil er mich einlud, seine Pracht anzustaunen, womit er die Reichen ausstach.

„Sein Vorzimmer machte mich zu lachen. Seine Bedienten trugen reiche Livreen. Das Futter bestand aus Lumpen.

„„Wer siehts, Vetterchen?" fragte er — „wer siehts? he! he! he! In seinem Zimmer hing neben einem köstlichen Wouwermann, den er einer armen Wittwe, die ihm schuldig war, abgedungen hatte, Friedrich der Große zu Pferde, um einen Groschen gekauft, beide in reiche Rahmen gefaßt. Er wußte nicht, welchem Pferde er den Vorzug geben sollte, Friedrichs oder Wouwermanns! Der Minister hatte in seinem Zimmer eine theure Flötenuhr. Unser Oheim dachte mit großmüthigem Stolz: „Die kann ich auch haben." „Und zwei, wenn Sie wollen!" sagt ein lustiger Vogel zu ihm.

„„Zwei!" sagt er, die Hand auf das Herz legend; er kauft zwei Flötenuhren!

die Eine spielt: Straf mich nicht in deinem Zorn; die andre: ein Mädchen oder Weibchen. Beide stehen in Einem Zimmer, gehen beide gut, und spielen beide auf einmal. „Sieh, Vetterchen,“ sagte er, als ich bei diesem höllischen Getöse der beiden schönen Uhren aufsprang: sieh, man muß Geld gewinnen; aber dann auf eine edele Art verthun. Der Minister hat nur Eine Uhr. Was? sagte ich: Eine? Ich will Zwei haben. Und sie spielen he! he! he! immer zusammen, wie das Leben, sage ich immer: Ernst und Scherz!

„Ich hätte den Kerl fast erdrückt vor Freude, da er mir das sagte. Ich hielt es sechs Wochen bei ihm aus, um ihn zu zerlegen. Nachdem ich nun Freude und Spaß genug mit ihm gehabt hatte — er wollte mich gebrauchen, um den kleinen Wucherhandel mit Wittwen und verhungerten Handwerkern fortzusetzen, denn der Kerl war wie ein Polyp mit tausend Armen, von denen einer hier ein Kriegsschiff in den Abgrund zieht, und an der

andern Seite einer einem kleinen Fische das Leben aussaugt, nichts fahren läßt, was er einmal gefaßt hat — da sagte ich ihm den Kauf auf.

„„Vetterchen,“ rief er: „Denk an die Erbschaft!“ Aber ich rief lachend: „Du schäbiger, aus Lumpen zusammen geflickter, geiziger, wuchernder Schelm, kannst Du glauben, daß auf der Erde unter den ärmsten Betteljuden ein Mensch seyn wird, der Dir gleich ist, der mit Dir leben möchte? Und hättest Du hundert solcher Erbschaften mir anzubieten, und stürbest Du in vier Wochen schon, wo Du noch Deinen aufgehungerten, aufgestohlnen Leib verkaufen kannst, Raben damit zu füttern: so wollte ich nicht eine Stunde länger unter Einem Dache mit Dir bleiben, Du schmutziger, abgegriffener, in den Händen alter Lumpenkerle beschmutzter Geldsak! Fahr zum Teufel!“ Und so ging ich.

„Mein Oheim stand erstaunt vor mir, ohne das Herz zu haben, mir nur ein Wort zu antworten, und —“

„Das sagtest Du, Bruder?"

„Das sagte ich ihm, Wort für Wort; langsam zählte ich ihm die Worte zu, wie er seine Dukaten, weil es gut ist, liebes Riekchen, daß vor so einem Satan, vor dem alles kriecht, und schmeichelt, doch einmal ein Mensch steht mit erhabenem Haupte, der das Herz hat, dem Kerl zu sagen, welch ein stinkender, lumpiger, verächtlicher Schelm er ist. Ehe ich den Teufel, und das ist mein Oheim, in die Hände arbeite, gehe ich nach Philadelphia. Empfehlungs-Briefe habe ich, Zeit auch, Muth noch mehr. Geld gerade so viel, die Fahrt zu bezahlen. Ich will so reich werden, wie mein Jude von Oheim, nur auf einem bessern Wege. Morgen reise ich ab, Kinderchen."

Das sagte er. Meine Frau, die nicht leicht weinte bei Sorgen, fing doch hier an zu weinen. „Ach, Bruder," sagte sie: „von Dir hoffte ich so viel, und nun endest Du so?"

„Endest? Was meinst Du? Endest? Ich setze das Schachbrett ja eben erst

auf.“ Das sagte er, und nun ging er in den Garten, die beiden Mädchen aufzusuchen.

„Zwei Hoffnungen verloren, und an einem Tage,“ seufzte meine Frau.

„Und einen Theil unseres Vermögens dazu, liebe Frau.“ Sie sah mich groß an. „Er hat ja nur um seine Ueberfahrt zu bezahlen,“ fuhr ich fort. „Wir werden ihn doch nicht gehen lassen, damit er dort einem Juden von Amerikaner sich zur Arbeit verdingen muß, Frau?“ Sie drückte meine Hand, und ein Lächeln ihres schönen Mundes bildete sich mitten unter Thränen.

„Wir müssen ihm verschweigen,“ sagte sie, „in welcher Noth wir sind.“

„Noth? Noth? wenn wir reich genug sind, einem Bruder zu helfen? Gottlob, ich bin nie reicher gewesen als eben jetzt.“

Wir drangen ihm eine Summe auf. Er nahm sie, weil er unsere Umstände nicht kannte, mit der Gleichgültigkeit, womit er sein Geld wagte. Er reiste ab. Wir waren nicht unfreundlich, aber wir

waren nicht so freundlich als wir nach einer solchen Handlung hätten seyn sollen. Ich war so ungroßmüthig, meine Sorge hinter den Schmerz meiner Frau zu verstecken; aber meine Frau war muthiger als ich. Sie schaffte noch eine kleine Magd ab. „Wir, ich und meine Töchter können die leichte Arbeit recht gut selbst verrichten,“ sagte sie mit einer ungewöhnlichen Heiterkeit.

Der schwüle Sommer des Lebens.

Ich wollte nicht nachbleiben. Ich pachtete die fürstlichen Wald-Aecker, in meiner Nähe. Ich vermehrte unsern Viehstand. Wir berechneten schon mit frohen Blicken, was das des Jahres bringen würde; aber das erste Jahr traf der Hagelschlag unsre reiche Erndte. Im Frühjahr räumte mir das Viehsterben alle Ställe aus. Bekümmert und gebeugt, ritt ich in die Stadt, um in der Kammer um Remission zu bitten. Man that mit einem Prunke von

Worten fast gar nichts für den unglückli-chen Mann, und der Präsident sagte mir, als ich gehen wollte, mit einem strengen Hohne: „Ihr Vater war ein anderer Mann, Herr Oberförster; aber bei dem Aufwande eines Forstmeisters kann es nicht an Remissionsgesuchen fehlen. Merken Sie das für die Zukunft!“

Ich trug die unverminderte Last des Unglücks wieder heim, mit der neuen Last der Beschimpfung. Ich war nicht unglücklich gewesen; aber jetzt war ich es. Meine Frau kam mir mit den beiden Mädchen entgegen. Es war das erstemal, daß ich meine Sorge nicht mit ihr theilen durfte. Ich konnte ihr nicht sagen, welch ein Vorwurf mich so finster machte. Denn sie war es ja gewesen, die den unschuldigen Luxus in unser Haus eingeführt hatte.

Lieber Himmel, ich dachte damals, es könnte kein dunkleter Tag über mein Leben aufbrechen, und dieser Tag war nur die lichte Abenddämmerung einer künftigen ganz lichtlosen Mitternacht.

Aber warum soll ich dem Leser jeden Seufzer vorzählen, mit dem wir gegen das harte Schicksal klagten, das uns immer härter zu drängen anfing. Ich hatte das Unglück, daß die Birkenraupe zuerst in meinem Forst sichtbar wurde. Sie verbreitete sich von da in die benachbarten Forsten. Man gab mir Nachlässigkeit in Vertilgung dieses schrecklichen Insekts schuld. Man schob die Schuld auf meine Landwirthschaft, worüber ich mein Amt versäumen sollte.

Der alte Unwille des Oberforstmeisters, daß ich ihm aufgedrungen war, erwachte wieder. Es waren Ausfälle in den Summen, die ich berechnen sollte. Es war, als wollte man mir allein das Unglück der Forsten zuschreiben. Ich erhielt Befehl auf Befehl, immer mit bittern Vorwürfen. Wenn ich die Feder ergriff zur Antwort, und ich griff oft nach der Feder, wie man nach Degen und Pistolen greift, sich zu wehren: so brachte meine Frau jedesmal meine beiden Töchter zu mir ins Zimmer. „Ich bitte Dich Herrmann,"

sagte sie mit einer Stimme, welche die Geduld selbst nicht sanfter hätte haben können: „ich bitte Dich, Vater, wirf, ehe Du schreibst, einen Blick auf Deine Kinder! Komm, Herrmann, drücke doch die beiden Kinder vorher an Deine Brust!"

Das that ich, und meine Antwort wurde milde, entschuldigend nur.

Man wies einem Unterförster mit Strenge an, die Armen in Ordnung zu halten beim Sammeln des trocknen Holzes, das heißt sie ganz abweisen. Es fraß wie ein Geier an meinen Herzen, daß man mein Ansehen umgangen hatte. Man mißhandelt einige Tannzapfen-Sammler, und in einer Nacht erwache ich von einer hellen Flamme, die aus dem Forste empor schlägt. Ich springe auf, ich fahre halb in die Kleider, ich laufe dahin.

Der ganze Schlag des Jahrs stand in lichten Flammen. Ehe Hülfe kam, und die Dorfschaften halfen nur mit halbem Eifer, war alles niedergebrandt.

„Das sind die strengen Befehle des Forstdepartements," riefen meine Förster voll

voll Unmuth. „Wir bedauren nur Sie, Herr Oberförster." Sie umringten mich alle mit herzlichem Bedauren. Mein Blick war in den Boden gewurzelt; denn mich ahnte, was der Erfolg seyn würde. Ich kam am Morgen nach Hause. „Ist der Schaden groß?" fragte meine Frau ängstlich.

„Nein, Riekchen," sagte ich kalt: „aber wir sind Bettler, und damit gut."

Ich machte den Bericht. Eine Kommission kam, an deren Spitze ein Mann stand, dessen Sohn auf meine Stelle hoffte.

Man untersuchte, hörte Zeugen ab, schrieb, drehte, verhöhnte mich, hezte mich, wie einen Hirsch. Da sprach ich, wie ein Mann, wie ein beleidigter, erbitterter Mann, und mein Urtheil war meine Entlassung von dem Amte in Gnaden, mit Beibehaltung einer Pension von zwei hundert Thalern.

Der Kammerbote, der mir das Urtheil brachte, und nicht wußte, was es enthielt, fing treuherzig an mit meiner Frau zu plaudern, während ich las. „Eine

prächtige Wohnung, Frau Oberförsterin, hier in einem grünen Walde, und oben auf dem Berge, wie auf einem Königsthrone."

„Ich glaube fast," antwortete meine Frau, mich betrachtend: „wir werden bald hier wegziehen."

„Errathen!" sagte ich: „Hier ist die Bestallung zu meinem neuen Amte, liebste Frau."

„Ei, ei! ich gratulire von Herzen!" rief der Bote mit einem theilnehmenden Gesicht. „Ich trage selten etwas angenehmes. Gratulire von Herzen."

„Also?" fragte meine Frau erblassend.

„Ja, Riekchen, abgesetzt!" Sie fiel weinend in meine Arme.

Schran, so hieß der Bote, wollte hinausschleichen. „Schran," rief ich: „bleib Er doch. Wie viel trägt ihm sein Amt wohl?"

„Rechne ich alles zusammen; alles, so ist's noch nicht zweihundert jährlich."

„Und wie viel Kinder, Schran, hat Er?"

„Sechs lebendige Kinder, die ihr Futter mögen, und eine alte blinde Mutter.“

„Aber wie bringt Er die alle davon durch? Ich dächte, Schran, Er müßte keinen frohen Tag haben.“

„Ei, ei, Herr Oberförster, ich frage, warum nicht? Ja, manchmal, wenn's so gar nicht fort will, und ich muß davon über Land, und ich sage meiner Frau: Riekchen! — sie heißt auch Riekchen, Herr Oberförster! — und ich sage, Riekchen, ich soll Dich mit der Noth allein lassen, so sagt sie: Geh nur Bendix! geh nur; wenn Du wieder kommst, ist's besser! Und sie hält Wort, sage ich! Es ist besser. Ob ich wol ein fröhlicher Kerl bin, so habe ich doch zuweilen eine Stirn so kraus wie Rinde von einem alten Baum; dann sagt sie: Was willst Du, Bendix? Wir haben uns lieb, die Kleinen sind gesund, Deine Mutter betet und singt für uns, wir arbeiten für sie. Gott lebt noch. So lange wir schlafen, thut uns nichts weh, so lange wir arbeiten auch nichts. Wie lange dauerts, so

kommt der älteste auf ein Handwerk, das Mädchen in Dienst. Ein Jahr läuft um, wie mein Rad. Noch ein paar Jahre, da ist der Haufen erwachsen, und wir haben einen guten Tag."

„Da müßte ich mich wol vor ihm schämen, Schran, wenn ich nicht auch ein frölichens Herz haben wollte. Denn wir haben nur vier Kinder, und das älteste ist schon funfzehn Jahre. Zwei hundert Thaler habe ich jährlich. Mein Vermögen gibt auch wol hundert, und Arme habe ich, Schran, so stark wie irgend ein Mann. Hier, Schran, ist sein Botenlohn."

„Soll mich Gott behüten, ich nehme nichts! Mein Herz schwimmt in Thränen."

„Und hier, Schran, meine Frau soll ihm für seine Kinder, etwas Kinderzeug hervorsuchen. Grüß Er mir sein Rieckchen! hört Er! Alle Welt, Schran, wenn ich mich gegen ihn stelle, so bin ich ein reicher Mann."

„Meine Frau lächelte, als ich das mit einer warlich natürlichen Fröhlichkeit

sagte. Sie suchte dem Boten Kinderzeug hervor, und er verließ uns, die ehrliche Seele, mit Thränen des Danks in den Augen.

„Wie sagte die Frau Schran, liebes Riekchen? Wie? Wir haben uns lieb. Die Kinder sind gesund, und Gott lebt noch. Weine Du, Riekchen! aber sage mir, was uns fehlen wird? sage!“

„Was willst Du machen?“

„Ich habe in Lindenhofen ein Gütchen aufgestöbert, was verpachtet werden soll, bis zur Volljährigkeit der Erben, ein paar kleine Kinder. Ich kann es haben, so bald ich will. Der Vormund ist der Oberförster Lindau. Nun sage mir, was fehlt uns da? sage es mir? Dach und Fach, und eine Gegend wie ein Paradies. Das Häuschen ist klein, aber groß genug für unsre Sorgen und für unsre Freuden.“

„Unsere Söhne, lieber Herrmann!“

„Da hast Du Recht! Ich will sehen, ob ich sie nicht auf der Schule erhalten kann. Gehts nicht: so ziehen sie zu uns, und können tüchtige Landwirthe werden; geborne Förster sind sie dazu.“

„Unsere Töchter, Herrmann! ach Herrmann!“

„Werden dort fleißige Landwirthinnen, brave, unschuldige Mädchen, und werden sie halb so schön und reizend, wie ihre Mutter, so ist mir gar nicht bange.“

Sie fiel mir lächelnd in den Arm, und sagte: „So laß uns gehen! Ich will nicht klagen. Wann gehen wir?“

„In vier Wochen, sagt das Urtheil. Bis dahin haben wir Zeit genug. Gott lebt noch, und unsre Liebe auch.“

Die Reise nach Lindenhofen.

Ich war immer im ersten Anfall des Unglücks muthig; aber mein Herz erweichte sich nach und nach in Vorstellungen, die nicht einmal zu dem Unglück gehörten, das

mich traf. Meine Frau hingegen wurde mit jeder Stunde muthiger, je weicher ich wurde. Zuerst sprach ich ihr Muth ein, und dann sie mir. Sie weinte; aber im Erzählen, wie alles werden, was wir mitnehmen, was wir verkaufen wollten, stockten ihre Thränen. Sie entwarf den Grundriß unseres künftigen Lebens. Das zerstreute sie. Sie ging hinaus, um anzugreifen.

Ich stand wie ein Sieger mitten im Zimmer, und rief mit erhobenem Arm wie ein alter Redner: „Was wäre das Glück, wenn es nur Ueberfluß wäre! Ich stelle dem Geschick eine eiserne Brust und die Güter entgegen, die Niemand mir rauben kann, die Liebe der Meinigen.“ Hier fiel mein Blick auf den Sessel meines Vaters. Dieser Gedanke verwirrte mich. Meine Mutter? dort starb sie. Hier war mein Sitz, wenn ich Sonntags ihnen die Predigt vorlas, und später einen Roman. Und dieses Haus sollte ich verlassen? Alles erweichte mich. Ich mochte meine Blicke richten, wohin ich wollte, überall er-

blickte ich Gegenstände meiner Liebe, von denen ich mich nicht zu trennen verstand. „Eben so gut," rief ich zuletzt höchst erweicht — „mögen sie mich auf dem Rücken hinaus tragen!" Ich haderte mit meinem ungerechten Richter, mit dem Schicksal, mit Gott!

„Sieh einmal, Herrmann," sagte meine Frau, und brachte ihre beiden Töchter zu mir — „meinst Du nicht, daß diese Kleidung ihnen recht wohl steht? So, dächte ich, könnten sie gehen, so arm wir sind."

Der Anblick der beiden Mädchen, die in einer niedlichen Landkleidung — ich konnte nicht begreifen, wie sie in den vier Stunden das gemacht hatten — in der Fülle der Gesundheit, und in der aufkeimenden Schönheit vor mir standen, rührte mich noch mehr. Ich mußte mich abwenden; denn ich war so weich als ein Kind.

„Sprich ihnen Muth ein!" flüsterte mir meine Frau zu.

Ich nahm sie beide in meine Arme — fast übermannte mich der süße Schmerz —

„Mädchen,“ sagte ich — „werdet wie Eure Mutter, demüthig im Glück, und stark wie ein Mann im Unglück! dann seyd Ihr das Glück jedes Hauses, wie Eure Mutter das Glück, die Krone unseres Hauses ist.“ Nun erst konnte ich sie recht betrachten. Sie hatten Beide runde Strohhüte auf, die seit funfzehn Jahren aus der Mode waren, mit rother Leinwand gefüttert. Die schönen Gesichter darunter sahen so muthig, so siegend aus, als gäbe es nichts auf der Erde, als Freude und Glück.

Schon die letzten fünf Jahre hatten wir sehr wenig Umgang gehabt. Sie wußten nicht, was Mode war, und sie fanden sich recht froh in einem fremden Anzuge, wie in einer Maskeraden-Kleidung.

Sie setzten sich zu mir, und redeten nun mit einer solchen Freude, mit solcher frohen Erwartung von Lindenhofen, von der schönen Gegend, von des Pfarrers Töchtern, von der nahen Stadt, von den Jahrmärkten, von den Vergnügun-

gen, die sie da erwarteten, daß ich mich vor ihrer Freude schämte. Ihre Mutter hatte ihnen den dunkelsten Theil unserer Veränderung verschwiegen.

Es kam nun eine Thätigkeit in unser Haus, mit der sich der Schmerz ohnehin nicht vertrug. Ich ritt nach dem Verpächter des Gutes. Ich ritt mit ihm nach Lindenhofen. Ich fand alles ganz erträglich. Der Pachtkontrakt wurde richtig auf zwölf Jahre. Ein Theil unserer Sachen, die wir mitnehmen wollten, wurde dahin abgeschickt. Alles Ueberflüssige wurde verkauft. Alles, was zum Luxus gehörte. Die Bücher aus dem Jagdhause und alle andere, die ich gekauft und geerbt hatte, wurden mitgenommen für die langen Winterabende.

Ehe der Monat um war, waren wir im Stande, abzureisen. Die neue Einrichtung, das Anschaffen des Viehes zu der neuen Landwirthschaft, hatte unser baares Geld so ziemlich weggenommen. Wir hatten einen Nothschatz, den wir nur

in der höchsten Noth anzugreifen entschlossen waren.

Der Wagen, mit dem wir gehen wollten, fuhr vor; aber da wir alles aufgepackt hatten, was noch mitzunehmen war, war alles so voll, daß höchstens für meine Frau noch ein Plätzchen blieb. Meine beiden Mädchen standen vor der Hausthür, ihre Sonnenhüte in der einen Hand, auf der andern jede ein Päckchen.

Meine Frau beschloß, mit uns zu gehen, bis sie ermüdet sey. Wir traten unsern Weg an. Da ging ich noch einmal in das leere Haus, in das wüste Wohnzimmer, seit sechzig Jahren wahrhaft ein Tempel der häuslichen Liebe, in dessen Umfange nie die rauhe Stimme des Hasses getönt hatte.

„O," rief ich, und umfaßte die Pfeiler der Thür — „o ihr friedlichen Hausgötter, lange die Hausgötter meines Glücks! O hier ertöne immer die Stimme der Liebe, der Freundschaft, des Vertrauens, und muß es seyn, die sanfte Stimme des unverdienten Leidens; aber

nie, nie höre diese Mauer, in deren Umfange mein edler Vater, meine fromme Mutter lebte, den Triumph des Hasses, die Freude der Rache! Der hier künftig wohnen wird, o er war es, der mich von hier vertrieb! — ach, ich will ihm alles verzeihen, nur ehre er den Geist meines Vaters, der hier lebte! nur liebe er Weib und Kind, und dann sey er glücklich!“

Mein Geist war heiter und frei, als ich das gesagt hatte. Noch einmal sah ich umher, noch einmal warf ich mein Auge auf das Jagdhaus, und dann ging ich meiner Familie nach, die schon stand, um mich zu erwarten.

Mein treuer Karo führte den Zug auf, meine Mädchen folgten rüstig und froh, bückten sich nach jeder Blume zum Andenken eines Aufenthalts, den sie gern verließen. Meine Frau und ich überlegten, ob wir unser Nachtquartier bei einem Pfarrer nehmen sollten, der auf der Hälfte des Weges wohnte, der aber gar nicht im Rufe der Gastfreundschaft stand. „Unsere Hütte,“ sagte ich, „liebe Frau,

so klein sie ist, so arm sie ist, soll doch jedem Unglücklichen offen stehen, und findet er nichts, so findet er doch ein freundliches Gesicht, eine Schaale Milch und Brod dazu!"

Das Dorf lag ein Viertelstündchen aus dem Wege, wo unser Verwandter wohnte. Wir sagten unserm Fuhrmann, er sollte nur nach Lindenhofen fahren, ohne den andern Morgen auf uns zu warten. Es könnte seyn, daß wir einen Tag noch auf der Hälfte des Weges anhielten.

Am Abend spät erreichten wir das Dorf, wo der Pfarrer wohnte. Ich ging voraus, um meine Familie anzumelden. Aber mich empfingen Gesichter von Eis. Ich kehrte nach fünf Minuten wieder um, und wir blieben in dem letzten Dorfe, auf einem Strohlager.

Wir waren, wie gesagt, dadurch vom Wege abgekommen. Unser Wirth, ein freundlicher Mann, meinte, wir wären auf dem Richtewege nach Lindenhofen. Er beschrieb uns den Weg so genau, daß er meinte, wir könnten ihn nicht verfeh-

len, ob er gleich durch das Gebürge ging. Ein paar Warten dienten uns zu einem Kennzeichen, die nicht trügen konnten.

Wir schritten muthig mit Sonnenaufgang vorwärts. Die erste Warte lag hoch vor uns im Sonnenschein da, auf dem Gebürge, das wir ersteigen mußten. Unser Weg ging durch Weinberge gemählich ins Gebürge hinein. Es war kaum zu fehlen. Wir sahen die Warte. Wir trafen Leute in den Weinbergen, die uns zurecht wiesen.

„O welch ein Paradies, liebe Mutter!“ riefen meine Mädchen entzückt, als sie in die weite Gegend hinaus sahen, durch die der silberne Glanz eines Stroms hinfloß, die weite Gegend, aus der die Dörfer, die Schlösser hervor strahlten, und hinten von dem blauen Kranze des Gebürges umfangen war.

Wir setzten uns auf die höchste Höhe in dem Schatten eines Gebüsches, und holten unsere kalte Küche hervor, und eine Flasche Wein. Bier hatten wir aus dem Dorfe mitgenommen.

„Lieber Vater," sagte meine frohe Helene, das jüngste Mädchen von zwölf Jahren — „ich wollte, Lindenhofen wäre noch zwanzig Tagereisen von uns."

„Ach, Kind!" sagte ich gerührt — „Du hast kein Vaterland, wie ich."

Wir ruheten uns aus. Ein Weingärtner beschrieb uns den Weg, den wir zu nehmen hatten. Er zeigte uns die zweite Warte, nach der wir uns richten sollten, in der Ferne. Er bat, uns ja immer nach der Höhe hin zu halten.

Das thaten wir; aber unser Weg ging fast immer durch Wald, der uns Warte und Höhe verdeckte. Kurz, am Abend gegen sechs Uhr, da wir am Ziele unserer Reise hätten seyn müssen, wurde der Weg, den wir gingen, immer unscheinbarer, und brach dann an einer Holzstelle ganz ab.

Ich erstieg die Höhe, um zu sehen, ob ich nicht einen Menschen entdecken könnte; aber ich hatte keine freie Aussicht. Wir gingen nun nach dem Stande der Sonne weiter, ohne über unsern Weg gewisser zu werden.

Da sah die kleine Helene die Warte nahe vor uns, und zugleich fiel in unser Ohr der schöne, reine Ton eines Waldhorns, der in einzelnen, gehaltenen, mächtigen Tönen über die Gegend wie die Stimme eines Geistes wegbrauste.

„Gottlob, ein Mensch doch!" sagte ich, ließ meine Familie sich nieder setzen, und stieg den Berg hinan. Was von unten eine Warte geschienen hatte, wurde jetzt zu einer schönen, stolzen Ruine.

Eine männliche Figur saß hoch auf einer Klippe, das Horn am Munde.

Ich machte meine Anwesenheit durch Husten bemerklich, und grüßte ihn, da er auf mich herab sah. Er schlang sein Horn um die Schulter, und kam in ein paar raschen Sprüngen zu mir herab.

„Ich habe den Weg im Gebürge verloren," sagte ich. „Ich wollte nach Lindenhofen." Ich sprach nur von mir, denn der Mensch sah mir so seltsam aus, daß ich ihm die Anwesenheit meiner Familie nicht sagen mochte.

Ein grünes Reitkollet, aber weit, als ob es nicht sein wäre, Halbstiefeln, lange Tuchhosen, alles zu weit, ein Hut von einer seltsamen Form, machten seine Kleidung aus. Er trug einen kleinen Schnurrbart und auf dem Kopfe eine Art von Haartour, die ihm das Ansehen eines alten Mannes gab. Das alles wurde nicht durch ein schwarzes Pflaster verschönert, das in dem linken Schlafe anfing und die halbe Wange bedeckte.

„Lindenhofen?" fragte er, mit ein paar brennenden Augen mich betrachtend — „das ist sehr weit von hier. Das können Sie fast diesen Abend nicht erreichen. Die Wege im Gebürge sind schwer zu finden, noch schwerer zu bezeichnen. Woher kommen Sie?"

Ich nannte den Ort, wo wir zu Mittage gewesen waren. „Da hätten Sie sich nach einer Warte richten sollen und sich an der Höhe weg halten, an der Sie waren."

„Mich dünkt, ich hätte das gethan." Er lächelte. „Sie haben ganz das Ge-

gentheil gethan. Wenn Sie nicht eilig sind, so warten Sie bis morgen."

„Wo?" fragte ich.

„Hier in meiner Klause." Er zeigte auf die Ruine.

Ich dankte ihm, und gestand, daß ich Eile hätte. „Nun denn," sagte er — „so bringe ich Sie nach Lindenhofen, wenigstens bis Sie nicht mehr fehlen können, oder ans nächste Dorf."

„Wie weit ist das?"

„Fünf Stunden gewiß, und es ist ein sehr beschwerlicher Weg. Denn Sie befinden sich hier gerade im unwegsamsten Gebürge. Ein Glück, daß Sie mich trafen. Sie müssen ein guter Fußgänger seyn. Der Weg führt hinauf, hinab, hoch und tief, durch Busch und Sumpf. Aber Sie können Durst haben, Hunger. Scheuen Sie sich vor den Ruinen nicht! Sie enthalten einen kleinen Tempel der Gastfreiheit. Folgen Sie mir."

Ich stand an. Folgen konnte ich ihm nicht, und verlassen eben so wenig. Ich mußte mit meinem Geheimnisse hervor-

rücken, daß ich noch Gesellschaft bei mir hatte.

„Ich gebe, was ich habe," sagte er gleich freundlich.

„Ich bin in großer Verlegenheit," stieß ich hervor.

„Kann ich ihr abhelfen?"

„Kaum! nein! das können Sie nicht."

Er schwieg. Ich sah ihn an, ich glaube, ein wenig einfältig. „Um Vergebung," sagte ich — „wer sind Sie?"

„Ist das Ihre Verlegenheit?" fragte er lächelnd, aber ohne Spott. „Aber lassen Sie uns Ihre Gesellschaft holen," sagte er — „da wird sich alles bei einem Glase Wein, denk ich, ausgleichen lassen."

Ich warf einen Blick auf die Ruine, und er ging den Weg hinab, den ich gekommen war. Ich mußte schnell hinter ihm her. Ich trat mit ihm um das Gebüsch, da saß meine Familie. Er zog seinen Hut, und sagte zu mir: „Ach, jetzt sehe ich Ihre Verlegenheit. Indeß zehn Minuten Ueberlegung wird das doch kosten; und die brauchen Sie zur Stärkung auf

eine Reise, die, das sage ich zuvor, sehr mühsam ist."

„Mühsam?" fragte meine Frau — „ich bin mehr ermüdet, als ich dachte." Er lächelte, bot ihr den Arm, und führte sie den Berg hinan. Ich konnte wohl denken, daß meine Frau meinte, es ginge gerades Weges in ein Dorf, in ein hübsches Haus. Wie erstaunte sie, da ihr Führer mit ihr vor einer alten Ruine stand, die mehr aussah, wie ein Aufenthalt von Räubern und Gespenstern, als von ehrlichen Leuten.

Sie sah ängstlich nach mir zurück, und dann warf sie einen Blick auf ihren Führer und erschrack. „Hier hinein?" fragte sie kleinlaut. „Ja," sagte er freundlich — „dieses ist meine Wohnung für einen Monat, da ich hier das Gebürge durchstreife nach Mineralien, Schmetterlingen und Pflanzen."

Meine beiden Mädchen hatten sich an mich gedrängt.

Unser Führer ging vorauf, öffnete eine Thür, von Brettern zusammen geschlagen.

Der erste Blick, den ich ins Zimmer that, machte mich sicher. Ein ausgestopfter Adler stand der Thür entgegen. Eine Menge Bretter lagen voll von Mineralien. Ich trat voran, gab meiner Frau einen Wink, und wir Alle waren nun in einem Zimmer, das ehedem mochte wohl der Rittersaal gewesen seyn. Es war durch Verschläge von Brettern in zwei große Zimmer getheilt, die er uns zeigte. In dem einen standen zwei Betten.

„Sie werden sehr vorlieb nehmen müssen,“ sagte er. Und in dem hatte er ein großes Feuer in einem Gewölbe angefacht. Nicht fünf Minuten darauf dampfte auf dem Tische der Geruch eines aromatischen Kaffees; sehr schöne Milch holte er aus einem Schränkchen. Zwei Tassen waren sein ganzer Vorrath.

Damit aber setzen wir uns an die Abendsonne! Er winkte meinen Mädchen, als hätte er hundert Jahre mit ihnen gelebt, sie trugen hinaus, wir folgten.

Als wir saßen, sagte er freundlich: „Nun können wir in Ruhe überlegen,

meine lieben Gäste, ob es besser gethan ist, wenn Sie diesen Abend noch drei Stunden nach dem nächsten Dorfe stolpern, durch mühsame Wege, im Dunkeln, mit der Gefahr, in dem Dörfchen nicht einmal so viel Bequemlichkeit zu finden, als Sie hier schon haben, oder ob Sie hier den morgenden Tag abwarten wollen, mit den Bequemlichkeiten, die ich Ihnen zu geben im Stande bin."

Wir schwiegen still, meine Frau und Töchter sahen den Ehrenmann mit seinem Schnurrbart, Perücke und schwarzem Pflaster starr an, und dann wieder das alte Raubnest von verfallnen Mauern, und dann mich.

Er sagte nicht ein Wort, unsern innern Streit zur Entscheidung zu bringen. Er zeigte nun meinen Mädchen die schöne Abendgegend, die Thäler, die mit grauem Nebel sich füllten, und die Berge, die noch in das Gold der Abendsonne gehüllt waren. Er zeigte ihnen den stillen Flug eines Adler-Paares durch den hellen Himmel, die in ihre Felsenwohnung zu-

rück kehrten. Von unten herauf zog die Musik der Glocken der Waldheerden, und die Melodie der Hirten auf Birkenrinde, in den stillen Wellen des Abendgeläutes der Dörfer und einer nahen Stadt.

Das Gespräch wurde mit jeder Minute heiterer und lachender, und so entschied diese freundliche Empfindung unsern Entschluß, zu bleiben. „Wenn wir Sie nicht belästigen,“ sagte meine Frau. Er schwieg.

„Wollten Sie mir helfen das Essen besorgen?“ sagte er zu den Mädchen. Sie gingen Beide ohne Furcht mit ihm. Ihr Gespräch hatte sie schon recht bekannt gemacht. In seiner Abwesenheit äußerte meine Frau ihre Besorgniß, daß wir vielleicht in der Gewalt eines Räubers wären.

„Was könnte er uns rauben?“ fragte ich. Sie kamen zurück. Der Tisch wurde mit schönem Brod, mit Butter, mit Obst und mit Wein besetzt. Meine Mädchen besorgten alles. Er besorgte den Wein, den ich nie so schön getrunken hatte. Die Sonne ging unter, und wir

saßen noch immer im freundlichen Gespräch voll heiterer Laune, die er verbreitete. Er holte nun zwei brennende Lichter in Windleuchtern. Alle Stimmen rings um wurden nun stumm. Das bemerkte meine Rosine. Er sagte, sein Horn ergreifend: „Nun will ich die Stimmen aller Geister rings um erwecken.“ Die Mädchen sahen ihn groß an. Er stieß in das Horn, und rings um antwortete das Echo aller Felsen. Die Mädchen fanden das unbegreiflich. Aber kurz darauf weckten sie die Geisterstimmen in den Felsen mit ihrem Gesange selbst. Sie sangen beide sich begleitend das schöne Lied ihrer Mutter: Ich klage dir, o Echo hier, die Leiden meiner Brust. Er begleitete ihren Gesang mit den sanftesten Tönen seines Horns, und dann erklangen die Felsen umher von diesem schönen Terzett.

Aber da kam doch der Augenblick, da wir zum Schlaf in die alte Ruine gehen mußten. Er ging mit den Lichtern voran. Wir folgten Alle auf einander gedrängt. Er führte uns in das Schlafzimmer. Wir

sahen noch ein Bett aus Polstern, Decken und Stroh auf Brettern für meine Mädchen bereitet.

„Aber Sie, mein Freund?“ fragte ich, seine Hand drückend für seine Gastfreundschaft.

„Wollen Sie mein Lager sehen?“ Ich ging mit ihm. Er zeigte mir ein Lager von Moos in einer freien Grotte, mit einem großen Mantel bedeckt. „Sie können Ihrer Familie sagen, daß ich nichts entbehre.“ Er drückte meine Hand, sagte gute Nacht, und ich ging zu meiner Familie.

Meine Mädchen kicherten wenigstens noch eine Stunde lang über sein Pflaster, seine Perücke und seinen Schnurrbart, ehe sie einschliefen. Meine Frau träumte die Nacht von Mördern. Ich schlief süß; denn mir hatte der Mann sehr wohl gefallen.

Da wir am andern Morgen ohne irgend einen Zufall erwacht waren: so verlor sich die übrige Furcht noch, die wir haben konnten. Meine Frau bemerkte,

daß der Mann, trotz seiner Perücke, seinem schwarzen Pflaster und seinem Schnurrbart, doch ein sehr angenehmer Mann sey, und daß wir ihm vielen Dank schuldig wären für seine Gastfreundschaft. Aber es half nicht. Die Mädchen kicherten doch wieder, und jetzt viel dreister, da das helle Tageslicht ihnen Muth gab. Wir eilten aus der Ruine hervor, und der Mann kam uns wie gestern gekleidet entgegen.

„Das Frühstück erwartet Sie," sagte er wieder in seinem gewöhnlichen Tone. Meine Frau hatte jetzt den Muth, ihn genauer zu betrachten, meine Mädchen den, mit ihm zu scherzen, und ihn zu bitten, er möchte ihnen sein Schloß zeigen. So nannten sie seine Ruinen. Er führte uns in mehrere Zimmer, in eins, wo mehrere Büchsen und Pistolen hingen. Meine Frau sah mich bei diesem Anblick wieder mißtrauisch an.

Er hatte Lebensmittel wenigstens auf acht Tage bei sich, Bücher, Instrumente für Physik, Astronomie.

Meine Mädchen mußten alles sehen. Sie neckten ihn mit seiner Küche, mit seinen Vorräthen an Lebensmitteln, mit seinen Küchenarbeiten. Er neckte sie wieder mit ihrer Furcht gestern, die er recht wohl gesehen hätte. Der Morgen wurde immer heiterer. Er hatte einen Teller Walderdbeeren für meine Mädchen, die keinen Kaffee tranken, ich glaube, diesen Morgen selbst gepflückt. Sie aßen mit großer Freude.

Helene bat ihn nach Lindenhofen, uns zu besuchen. „Ich kann Ihnen jeden Morgen,“ sagte er — „einen guten Morgen wünschen, ohne einen Schritt von hier zu gehen.“ Sie lachten ihn aus mit seiner Prahlerei. Er holte einen sehr schönen Tubus, stellte ihn auf, hieß nun Rosinen durchsehen. „Was sehen Sie?“ fragte er.

„Ein Dorf, eine Kirche mit einem Thurm!“ rief sie verwundert, und sah nun über den Tubus weg, und sah nichts.

„Das ist Lindenhofen,“ sagte er.

„Das ist fast nicht möglich,“ sagte ich. Ich trat vor den Tubus, und erkannte Kirche, Thurm und Dorf. „Sie sagten, Lindenhofen wäre sieben Stunden von hier?“

„Gut und gerne; aber wir müssen von hier recht gut eine Stunde zurück, dann um das ganze Gebürge her; von hier gerade aus ist es nicht drei Stunden.“ Da drängten wir uns Alle um den Tubus. Meine Frau, meine Töchter! Meine Frau beobachtete es lange mit Augen, die sich zuletzt in Thränen verdunkelten. „O Herrmann,“ sagte sie, den Fremden vergessend, und ihr Haupt an meine Brust beugend — „ein freundlicheres Schicksal empfange uns dort! Sieh, da liegt es im Strahl der Morgensonne. Ach, ich verlange ja nicht den Sonnenglanz des Glücks, nur das sanfte Mondenlicht der Zufriedenheit.“

Sie weinte sanft. „Vergeben Sie ihr,“ sagte ich zu dem Fremden. „Wir waren so glücklich, wir wurden so unglück-

lich! Der Anblick der Wohnung, die sie noch nicht sah, bewegt ihr Herz.“

„Wie immer die ungewisse Zukunft,“ antwortete er mit sanfter Theilnahme. „O ich wollte,“ fuhr meine Frau fort — „ich könnte nur das Dach unsers Hauses sehen, nur den Gipfel eines unserer Bäume.“ Ich stellte mich vor den Tubus, und sah mit einem innigen Vergnügen fast das ganze Haus. Es stand vor dem Dorfe auf einem Hügel. Ich bezeichnete es ihnen. Sie sahen es Alle an. Es wurde eine kostbare Stunde, die wir hier vor dem Glase und unserer künftigen Wohnung zubrachten.

Die Mädchen maßen die Größe der Fenster, der Thüre, ob sie wohl unserm Wirthe ein Zeichen geben könnten. Sie glaubten, Menschen zu sehen, Wagen, Pferde. Sie machten es mit unserm Wirth aus, sie wollten ihm alle Morgen einen guten Tag zurufen. Die Freude der Mädchen, die immer stieg, da er den Tubus auf nähere Gegenstände richtete, machte aus unserm Schmerz eine rühren-

de, geistige Wehmuth, die der Freude ähnlich war.

Aber nun hatten wir auch keine Geduld mehr. Wir machten uns mit unserm Führer auf den Weg. Er führte uns hinab vom Gebürge, wie er gesagt hatte, einen rauhen Weg, den seine heitern Gespräche aber ebneten. Er trug die Mädchen recht oft durch sumpfige Stellen, ich meine Frau, bis wir die niedere Gegend erreicht hatten.

Wir ruheten aus; in den Dörfern war nichts zu haben, weil gar kein Weg durchführte. Er hatte für Alles gesorgt. Zitronen-Scheiben mit Zucker erquickten uns. Er hatte Wein bei sich, meine Mädchen trugen Obst, Butter und Brod. Er begleitete uns bis zwei Stunden von Lindenhofen an einen Weg, der nicht zu fehlen war. Hier stand er, um uns Lebewohl zu sagen. Wir drückten Alle herzlich seine Hand, und baten ihn recht angelegentlich, uns zu besuchen. Das versprach er freundlich. Er ging nun ins Gebürge die kürzern aber rauhern Wege.

„Du hättest ihn fragen müssen, wer er wäre," bemerkte meine Frau nach fünf Minuten, sich nach ihm umsehend.

Ich wußte selbst nicht, warum ich das nicht gethan hatte. Aber wir waren so bekannt mit ihm, als hätten wir ihn von der Wiege an gekannt. Meine Mädchen untersuchten nicht, wie er hieße, sondern was er wohl mit dem schwarzen Pflaster zu bedecken hätte. „Ich wollte wetten, Vater, ein Feuermahl oder so etwas."

„Das mag seyn, Röschen; aber an seiner Seele hat er nicht einen Flecken zu verbergen, und das will mehr sagen."

„Und warum trägt er die seltsame Perücke? Er muß kahl seyn, oder schon ganz graues Haar haben?"

Das brachte uns auf die Untersuchung seines Alters. Wir gestanden Alle, daß er zwischen Dreißig und Funfzig seyn müsse. Seine Gestalt gab dreißig, kaum so viel, sein Gesicht mit dem Pflaster funfzig.

„Schade, daß der gute Mensch so häßlich ist, Vater!" sagte Röschen.

„Sah man ihn nicht an: so konnte man ihn recht lieb haben. Und seine Kleidung hat er gewiß gefunden, oder — —“

„Gott gebe, nur nicht gestohlen,“ sagte meine Frau, die nicht begreifen konnte, wie ein Mann mitten im unwegsamsten Gebürge, in verfallenen Mauern, mit so viel Schießgewehr versehen, und Gläsern, die Meilen weit hinsehen, wohnen könnte, ohne ein Räuber zu seyn.

Es blieb etwas Dunkles dabei, aber wir waren Eins, daß er ein angenehmer Mann war, der uns einen großen Dienst geleistet hatte.

Unter diesen Gesprächen kamen wir um einen Hügel mit Holz bewachsen; und Lindenhofen lag vor uns in dem freundlichen Lichte des schönen Tages.

Das neue Haus.

Ich bog nun rechts um, und wir waren in einem Birkenbusche, der zu unserm Gute gehörte. „Hier,“ sagte ich — „seyd Ihr

Ihr auf meinem Grund und Boden.“ „Und die Nachtigall empfängt uns!“ sagte Röschen. „Und der Kuckuk, lieber Vater,“ rief Lenchen, aufhüpfend. „Der lustige Kuckuk, Vater, der einmal,“ fuhr sie fort, mit einer komisch alt-klugen Miene — „vor vielen, vielen Jahren einem schönen, lieben Mädchen, das nicht älter war als ich, nicht wahr, Vater? viel Glück prophezeiht hat. Da ist er wieder, Vater! jetzt meint er aber mich oder Röschen.“

Vater und Mutter mußten lächeln, und mag auch der Leser lächeln; des Kuckuks Stimme schien uns die Stimme des Himmels, uns beiden auf gleiche Weise. Meine Frau reichte mir die Hand, und sagte: „Glaube mir, wir werden glücklich seyn!“

Ich hatte eben diese Worte auf den Lippen. Unsre Blicke begegneten sich voll Muth und Freude, und in diesem Augenblick lagen unsere beiden Söhne an unsern Herzen mit einem lauten Freudengeschrei.

Ich hatte ihnen freilich geschrieben, daß sie um Michael von der Schule abgehen müßten, weil ich nicht weiter im Stande war, sie zu erhalten. Mein ältester, Adolph, hatte dem Rektor vorgestellt, daß er mir im Sommer bei der Erndte noch nützlich seyn könnte, da es nun doch einmal mit dem Studiren nichts seyn könnte.

Der Rektor hatte dasselbe gemeint, und so fand ich sie Beide, Adolph und Roger, unerwartet schon hier. Sie waren den Abend vorher angekommen. Wir hatten sie in drei Jahren nicht gesehen, und nun standen sie vor uns, mein Adolph sechszehn Jahre alt, emporgeschossen wie eine schlanke Pappel. Das blonde Lockenhaar hing gerollt um sein Haupt, auf dem Gesicht lag eine sanfte Anmuth, eine weiche, jungfräuliche Freundlichkeit. Die großen blauen Augen standen voll Thränen, da er mich umarmt hatte, und nun vor der Mutter, deren Liebling er war, nieder kniete, und ihre Hand küßte, und dann, von der schluch-

zenden, freudigen Mutter innig umschlungen, an ihrem Herzen lag.

Roger, dreizehn Jahre alt, hatte auf dem hellbraunen Flachshaar seinen runden Hut mit einem Eichenzweige geziert. Er sah uns Alle der Reihe nach mit seinen kühnen Blicken an, und rief: „Ich freue mich, Vater, daß ich wieder bei Dir bin. Und nun gehe ich nicht wie, der von Euch, das sage ich hiemit." Adolph müßte denn gehen; mit dem gehe ich durch die Welt."

„Mein braver Roger!" rief ich.

„Brav bin ich, Vater! aber gelernt habe ich eben nicht viel. Aber lieb haben sie mich Alle gehabt. Das wird Dir der Rektor schreiben. Adolph hat den Brief.

Adolph gab mir den Brief des Rektors. Während ich las, faßte Adolph seine Schwestern weinend in seine Arme, und Roger machte sich mit meinem großen dänischen Hunde zu thun, dessen Größe und Stärke er bewunderte.

Der Rektor schrieb mir: „Ich habe mit Thränen von Ihren beiden Söhnen Abschied genommen, Herr Oberförster. Der älteste ist ein weicher, freundlicher Knabe, an dem die Wissenschaften viel verlieren. Und vielleicht wären sie das Mittel gewesen, sein Herz gegen die Schläge einer harten Welt zu beschirmen, die er immer lieben, und die ihm nie seine Liebe belohnen wird. Ihr zweiter Sohn gehört in die Welt, und nicht an den Schreibetisch. Er hat mehr Charakter, mehr Festigkeit, als sein Bruder. Der Himmel nehme das weiche Herz Ihres Adolphs in seinen Schutz, und sein erstes Gefühl falle auf ein einfaches treues Herz, eines Freundes, und künftig einer Freundin. Sie hatten hier auf der Schule die Namen Kastor und Pollux. Sie liebten sich unendlich. Bleiben sie beisammen: so ist Roger gewiß der Freund und der Schutz seines Bruders. Lassen Sie den Adolph nicht ganz die Wissenschaften versäumen! Er liebt sie, und er kann ohne Lehrer recht

gut fortfahren, wenn er Zeit und Bücher hat.

„Sie lieben Ihre Söhne: das habe ich aus Ihren Briefen gesehen, Sie lieben Sie wie ein Mann, wie ein Vater. Ich habe Ihnen also nichts zu rathen, was die Liebe nicht besser rathen könnte. Gottes gute Engel begleiten die beiden Knaben, die uns alle durch ihren Abschied schmerzlich betrübt haben. Ich habe von Ihrem Unglück gehört, edler Mann; aber wer zwei solche Kinder hat, — und Ihre Söhne redeten mit Entzücken von ihren Schwestern! — kann der unglücklich seyn? Gewiß nicht! Leben Sie wohl!“

„O Riekchen,“ sagte ich fast ermattet von der Freude, und ihr den Brief hinreichend: „wie viel Engel der Freude empfangen uns hier am Eingange unsers neuen Hauses!“ Sie las den Brief, und drückte bald den einen Sohn, bald den andern innig an ihre Seite, wie der Brief ihrer erwähnte.

Dann gingen wir endlich Alle voll Freude in unsere neue Wohnung.

Wir fanden zu unserm Erstaunen das Wohnzimmer schon in einer ziemlichen Ordnung. Die beiden Knaben hatten mit der Magd den Tag über daran gearbeitet. Meine Frau besah das Haus von oben bis unten. Meine beiden Mädchen standen schon oben am Fenster, und suchten durch die Gebürgsklippen die Ruinen unsers Freundes, und winkten, wenn die Mutter nicht in der Nähe war, mit ihren rothen Schürzen zum Fenster hinaus, statt zu helfen.

Ihre Brüder wußten die ganze Begebenheit schon, und die Mädchen hatten sie so phantastisch ausgeschmückt, daß Roger von nichts anderm redete als von der Ruine, und von Räuberhöhlen, und den festen Vorsatz zu erkennen gab, unsern Freund zu besuchen. „Du? Du? Roger, das geht krumm, kreuz und quer.“

„Laß gehen!“ rief er: „das alte Raubschloß liegt auf der höchsten Höhe. Das muß zu finden seyn. Wenn der Vater

ihn will bitten lassen: ich finde mich hin.“ Das alte Raubschloß war ein höchst interessanter Gegenstand für mein ganzes Haus.

Nach drei Tagen waren wir vollkommen eingerichtet, und wir alle steckten nun aus dem Hause die Köpfe gleich einer Schnecke hervor, um die äußern Gegenstände um uns her in Augenschein zu nehmen. Die nahe Stadt, und die Jahrmärkte blieben noch in weiter Ferne; aber des Pfarrers Töchter waren ein Punkt, der abgemacht werden konnte.

Der Pfarrer war bei meinem ersten Besuche freundlich, sehr freundlich gewesen. Aber seit dem hatte er erfahren, daß ich ein abgesetzter Oberförster war, und der Himmel mag wissen, wegen welches Verbrechens abgesetzt.

Da ich also jetzt auf die Pfarre kam, warf die Pfarrerin die Nase auf, und die Thüren heftig zu. Er selbst war höflicher als das erstemal; aber kalt, einsylbig bedaurte er und sagte nicht was, bat um Verzeihung, und verschwieg, weßhalb.

Die Frau kam wieder, und erklärte sich deutlicher. Sie wären gewohnt mit Leuten umzugehen von ganz unbeflecktem Rufe.

Ich griff nach meinem Hute. Die Töchter sahen mich starr an, wahrscheinlich um zu wissen, wie ein Mörder oder Mordbrenner aussähe. Meine Frau, die durchaus einen Besuch dort machen wollte mit ihren Kindern, war nicht anders abzuhalten, als daß ich die Wahrheit gestand. Sie erblaßte, sie schlug den Blick gen Himmel. Aber dann rief sie mit einem Eifer, den ich an ihr nicht kannte: „Seh einer die Frau! sie will nur mit Leuten von sicherm Rufe umgehen, und ihr Bruder ist schon zweimal bankerott gewesen, und jedesmal reicher dabei geworden!"

„Riekchen," sagte ich: „Du weißt so wenig hievon, als sie, warum ich abgesetzt bin." — „Und ist er abgesetzt: so hat er sich selbst abgesetzt. Und das ist wahrlich ein Anderes." Meine Frau wollte nicht nachgeben, und mitten in der Hitze dieses

Streites öffnete sich die Thür, und unser Freund aus der Ruine —

Wer war er?

Trat ins Zimmer, gekleidet wie immer. Meine Frau machte ihm sogleich ein freundliches Gesicht; aber sobald sie mich wieder ansah, stieg die Röthe des Streites sogleich wieder auf ihre Wange.

„Sie unterbrechen uns in einem kleinen Streite, Herr Nachbar," sagte ich, ihm die Hand reichend — „und es ist mir lieb."

„Und Sie sollen ihn entscheiden," rief meine Frau — „Herr — Herr — Herr — wenn ich Sie nur zu nennen wüßte!"

„Hostmann ist mein Name." Meine Frau erzählte den Fall. „Ja," sagte er — „wer sich selbst absetzt, ist schlimmer daran, als wer abgesetzt wird."

„Das sage ich, und solche Leute sollten doch eben nicht auf Andere herabsehen."

„Aber sie können nun einmal nicht in die Höh sehen, Frau Oberförsterin!“

„So sollte man ihnen sagen —“

„Leute, die sich selbst absetzen, hören nicht, was Leute, wie Sie, sagen können.“

„Es ist doch ärgerlich, von solchen Leuten verachtet zu werden!“

„Von solchen nicht,“ antwortete er frostig. „Es könnte sogar ärgerlich seyn, von solchen Leuten geehrt zu werden.“

Hier unterbrachen meine Töchter den Streit, in dem meine Frau doch anfing, die Stirn zu falten. Sie kamen ins Zimmer gestürzt, und baten Herrn Hostmann, sogleich ihnen sein Schloß zu zeigen. Er trat mit ihnen ans Fenster, öffnete es, zog einen Tubus hervor, einen Stativ, stellte ihn auf, richtete ihn, und Röschen trat vor, sah durch, und rief, in die Hände klatschend: „Da ist das Schloß! da ists!“

Helene sah es auch an. Meine Frau sah es, ich. Der Streit war vergessen. Wir sahen eine rothe Fahne, die er oben auf der Ruine ausgehangen hatte.

„Nun, lieben Kinder," sagte er — „habt Ihr mir auch jeden Morgen einen guten Tag gewünscht?"

„O mehr als einmal!" riefen die Mädchen — „und wir haben ihn Ihnen mit unsern rothen Schürzen zugewinkt."

„Was ich gesehen habe, liebes Röschen, und eben darum habe ich Euch meinen Tubus mitgebracht. Und ich will sehen, Röschen, wer von uns beiden der Erste ist, der den guten Tag vergißt. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufgeht, stecke ich meine Fahne aus, und rufe hinüber: „Guten Tag, Röschen!"

„Und ich," fing Röschen muthig an — „hänge jeden Morgen meine rothe Schürze aus dem Fenster, und rufe: „Guten Morgen, Herr — Herr —"

„Hostmann!" fiel er ein.

„Hostmann also heißen Sie? Aber was sind Sie denn eigentlich?" fragte sie weiter.

Wir horchten mit allen Ohren.

„Ein Mann, denk ich."

„Aber was für ein Mann?"

— „Ein rechter Mann, denk ich.“ Aber da er unsere neugierigen Blicke sah, da ergriff er meine Hand, und fragte: „Nicht wahr, Sie wollen auch wissen, wer ich bin? — — Lieber Herr Oberförster, so halb und halb abgesetzt, so gut wie Sie, bin ich auch, aber nicht von mir selbst. Sehen Sie, ich rettete aus dem Schiffbruche das, was ich Gutes hatte, gerade so viel, um mit Ehren fort zu athmen, das ist viel. Ich treibe Mineralogie, Botanik, Naturgeschichte, ein wenig Anthropologie. Ich bin ein halber Gelehrter. Da haben Sie Titel die Menge, unter denen Sie das Auslesen haben. Wenn ich Ihnen so recht bin: so komme ich von Zeit zu Zeit, Sie zu besuchen. Komme ich Ihnen nicht mehr recht: so denk ich, ich wills wohl merken.“

Ich gab ihm beide Hände. „Gott gebe,“ rief ich — „daß die Zeit nie kommt, daß mir ein so braver Mann nicht Recht käme.“ Er ging von diesem Augenblick an ohne Umstände mit uns um. Er blieb ungebeten zu Tische. Hier lernte er

meine beiden Söhne kennen. Roger versprach ihm sogleich, ihn auf seinem Schlosse zu besuchen. Adolph blieb in der Ferne stehen. Er scheute, wie wir Alle, die seltsame Kleidung des Mannes.

Er aß von einer Schüssel mit Wohlgefallen, und dann nichts mehr, obgleich meine Frau, ihm ihren Dank zu zeigen, zwei gemacht hatte. Er trank keinen Kaffee. Er aß am Abend nur ein paar Butterbrodte, besah mit meinen Kindern die Gegend um das Dorf. Sie waren von ihm entzückt. „Ich glaube," sagte Adolph — „Vater, das ist ein Gelehrter."

„Wenn er nur das Feuermahl nicht hätte, und die Glatze," sagten die beiden Mädchen. Es war nun schon angenommen, daß das schwarze Pflaster ein Feuermahl bedeckte, und seine Haartour eine Glatze.

„Wenn es nur eine bessere Haartour wäre, oder nicht eine so graue, als wäre er ein alter Mann von achtzig Jahren!"

Er schlief bei uns. Er aß zu Mittage bei uns, wieder nur eine Schüssel, und nach Tische ging er. Meine Kinder begleiteten ihn. Sie kamen höchst zufrieden von seinen Erzählungen, von seiner Heiterkeit zurück.

Sie vergaßen nicht, jedesmal des Morgens die rothe Schürze aus dem Fenster zu hängen, und alle Morgen erschien seine rothe Flagge. Er hatte mit meinen Kindern abgemacht, wenn die rothe Fahne nicht auf seinem Schlosse steckte: so käme er den Tag selbst.

Nach acht Tagen kamen meine beiden Mädchen ins Zimmer gestürzt, und riefen: „Er kommt! er kommt! Seine Fahne ist nicht da! Er kommt!“

Er kam in der That den Nachmittag, in der alten Kleidung zu uns. Meine Kinder waren ihm weit entgegen gegangen. Meine Frau bat mich, den Mann doch ein für alle Mal zu fragen, wer er so recht sey, was er treibe, woher er sey.

Er kam mitten in dem Triumphzuge meiner Kinder zu uns in das Zimmer. Er

hatte für Adolph ein paar schöne Klassiker, für Roger Bruces Reise nach den Quellen des Nyls, und für meine Mädchen Buffons Naturgeschichte mit ausgemahlten Kupfern mitgebracht, was alles ein Bauer, der ihn begleitete, trug.

Ich fragte ihn endlich auf einem Spaziergange um das, was meine Frau gern wissen mochte. Er antwortete sehr bestimmt, daß er in Helgoland, einer Insel gegen der Elbe über, gebohren, in Deutschland erzogen, im Hannöverschen angestellt, und durch den Despotismus seiner Vorgesetzten bestimmt sey, seinen Abschied zu nehmen. Ich lebe jetzt den Wissenschaften, von einem kleinen Vermögen, das eben hinreicht, meine ganz kleinen Bedürfnisse zu befriedigen.

Ich führte ihm dagegen seinen alten Rheinwein an, den er uns vorgesetzt hatte.

„Das ist ein Geschenk von einem Edelmann, dem ich zu seinem Wohnhause einen Riß gemacht habe.“

Er ging wieder, und nahm meinen Adolph mit sich, auf acht Tage etwan, wie er sagte. Meine Frau war dagegen, denn zum mindesten hielt sie ihn für einen falschen Münzer. Aber Adolph bat so freundlich. Sie mußte es erlauben.

Als sie fort waren, erzählte ich, was ich von ihm wußte. Das befriedigte dann meine Frau.

„Und sein schwarzes Pflaster, Vater?“ fragte Röschen. „Und seine kahle Glatze?“ fragte Lenchen. Wir glaubten, wenn Adolph mit ihm zurück käme, — das war auf den Sonntag nach acht Tagen bestimmt, wo bei uns dann die Erndte angehen sollte, — von seiner Art zu leben recht viel genaues zu erfahren. Den Sonntag war die Flagge nicht da auf seinem Schlosse, und gegen Mittag waren sie bei uns.

Hostmann sagte uns guten Tag, und ging sogleich weiter, eine kleine Reise zu machen, auf deren Rückwege er uns besuchen wollte, um Rogern mit sich zu nehmen.

Wir

Wir fielen sogleich mit neugierigen Fragen über Adolph her. „Wem gehört das zweite Bett?“ fragte meine Frau; „Hast Du ihn ohne seine Perücke gesehen?“ Lenchen; „Wenn er sich des Morgens das Gesicht wäscht?“ Röschen. In dem zweiten Bette hatte Adolph geschlafen. Er hatte ihn nie ohne Perücke und Wangenpflaster gesehen. Aber nun schlug der Knabe die Hände aus einander und die lachenden Augen auf, und erzählte mit einer Inbrunst, welche selige Tage das für ihn gewesen wären. Hostmann hatte mit Adolph in den zehn Tagen das ganze Gebürge durchstrichen. Unter seiner Anweisung hatte er es aufnehmen müssen. Sie hatten mit dem Barometer Höhen gemessen, sie hatten es nivellirt. Sie hatten Mineralogie studirt, Botanik. Sie hatten geschossen. Sie hatten die unwegsamsten Felsen bestiegen, „und,“ setzte Adolph mit Entzücken hinzu: „ich habe den Weg hieher gerade über das Gebürge suchen und aufnehmen müssen. Ich habe in den zehn Ta-

gen mehr gelernt, als sonst in einem Jahre."

Er konnte die Freundlichkeit, die Güte, die Heiterkeit nicht genug erheben, womit Hostmann ihn behandelt hatte, ihn und alle Menschen, die sie gesehen hatten.

„Und was machtet Ihr Abends?" „Da blies er das Horn, oder er las mir vor, und ich mußte ihm vorlesen, oder er zeigte mir die Sternbilder am Himmel. O Vater, Vater, er ist ein frommer Mann!"

Roger wurde nun heftig bewegt über die Heldenthaten seines Bruders. Er hoffte mit reger Begierde auf seine Zurückkunft.

Er kam, er traf uns mitten in der Erndte, in voller Beschäftigung. Ich entschuldigte mich mit der Eile der Arbeit. „Ich bringe Ihnen ein paar Arme mehr," und hinaus zog er mit uns auf das Feld, mit mir und Adolph. Und als er die Arbeit angriff, sah es aus, als wäre er

nie etwas anderes gewesen, als ein Landmann.

Den Mittag lagerten wir uns in den Schatten eines Garben-Haufens, dem er mit ein paar Stangen die Gestalt einer Hütte gab. Meine Mädchen brachten uns das Essen auf das Feld, das die Mutter besorgt hatte. Die Mägde banden Garben mit. Wir setzten uns, wir und die Leute, und aßen gemeinschaftlich, und Hostmann verbreitete eine Fröhlichkeit unter die Esser, durch schnurrige Erzählungen, die aber immer etwas höchst Rührendes hatten, daß mein Vormäher sagte: „Herr Oberförster, das ist ein kapitaler Mann! Er arbeitet für Zwei, und macht die Arbeit zu einer ordentlichen Lust.“

Ich war gewohnt, mit Landleuten umzugehen, und da ich sie liebte: so konnte ich den Ton recht gut treffen, den sie wollten; aber er traf ihn bei weitem besser. Die Arbeit ging wie ein Vergnügen Allen von der Hand, und am Abend zogen wir unter seiner Anführung singend heim.

Ein fröhliches Abendbrod erwartete uns unter der Linde vor dem Hause. Ich weiß mich nicht leicht eines Abends zu erinnern, der fröhlicher für uns dahin gegangen war, als dieser.

Er blieb noch ein paar Tage, so lange die Hauptarbeit dauerte. Er half, als wäre die Erndte sein; und da wir ihn mit Rogern bis an den Fuß der Gebürge begleitet hatten, gestanden wir uns Alle, unser Nachbar, so nannten wir ihn, wäre der liebenswürdigste Mensch, den die Erde trüge. Sogar seine vertrakte Perücke und das häßliche Pflaster kamen uns nicht mehr so abscheulich als im Anfange vor.

So ging die Erndte, der Herbst dahin. Meine Söhne waren wechselsweise bei ihm. Sie liebten ihn mit der Liebe der zärtlichsten Söhne. Da erklärte er uns, daß er nun sein altes Schloß und die Gegend hier den Winter durch verlassen würde. „Aber, Röschen,“ setzte er freundlich hinzu — „werden Sie

wohl, wenn der Frühling erwacht, nach meiner Fahne sehen?"

„So bald die erste Lerche singt, werde ich alle Tage nach des Herrn Nachbars Fahne sehen," antwortete sie freundlich. Wir waren es wohl gewohnt, daß er von unsern Kindern Röschen am liebsten hatte, und Röschen bildete sich nicht wenig auf diesen Vorzug ein.

Wir gaben unserm Freunde das Geleit durch das ganze Thal eine gute Stunde weit. Er unterhielt sich mit mir über unsere Beschäftigungen im nächsten Winter. Er gab mir manche Winke über meine Söhne, die mir recht nützlich wurden.

Keiner von uns hatte trockne Augen, als er, da es ans Abschiednehmen kam. Röschen blieb noch lange auf einem Hügel stehen, um ihm nachzusehen. Dann kam sie trübe hinter uns her. Wir gestanden Alle, daß wir mit ihm den Reiz unsers Lebens eingebüßt hatten.

Nach vier Wochen kam ein Paket zu uns von der Post, an Mamsel Rosine Schubart, Tochter des Oberförsters

Schubart in Lindenhofen. Wir standen Alle rings um das Paket her in voller Erwartung, was es enthalten würde. Röschen, mit einer sehr wichtigen Miene, erbrach den Brief, und sah nach dem Namen. „Ach!“ rief sie freudig — „von unserm Herrn Nachbar.“ Sie las laut: „Ich sende Ihnen, liebes Röschen, zu Ihrem Geburtstage, der in diesem Monate fällt“ — „Er weiß doch alles! alles!“ rief sie — „ein kleines Angebinde. Sie werden im beikommenden Päckchen eine Parthie Noten finden, und wenn ich Sie mit dem Frühjahr wieder sehe: so werde ich sehen, ob Sie wohl mein Lieblingsstück heraus gefunden haben, und ob Sie es so singen, wie ich mirs denke, daß es einmal ein unschuldiges Mädchen singen müßte. Für Adolph liegen in dem Pakete einige Bücher, die ich mit seinem Namen bezeichnet habe. Sagen Sie ihm, er soll den Winter durch sie recht fleißig lesen.

„Für Roger auch. Wenn er einmal durch die Welt laufen will: so muß

er die Welt, die Menschen kennen; wenn er recht fleißig ist den Winter durch: so soll er mit mir den Sommer eine Reise nach Hamburg machen, wo er Schiffe die Menge sehen soll. Für meinen edlen, guten, geliebten Oberförster sende ich ein Paket echten englischen Turnipssaamen, und die große schottische Bohne, der keine andere an Wohlgeschmack gleich kommt. Für Ihre sehr edle Mutter, Röschen — Gott gebe, daß Sie werden, wie Ihre Mutter — sende ich für den Winter ein Tuch, das mir in die Hände gelaufen ist; und meine lustige Helene findet auch etwas. Ich werde ja sehen, ob Sie Ihr Geburtstags-Angebinde heraus wählen werden. Sie haben die Wahl. Meine Seele ist voll Liebe bei Ihnen Allen. Ihr guter Herr Nachbar."

Nun wurde das Paket, man kann denken, mit welcher Begierde, geöffnet. Alles wurde nach seinem Willen vertheilt. In einem Papier lagen zwei Tücher für die beiden Mädchen. Röschen breitete sie beide aus. Das Eine war ein sehr

schönes Tuch, mit Rosen und Kornblumen in Farben, der Rand gestickt. Das Andere war ein ganz weißes, feines, einfaches Tuch. „Ach," rief Helene mit neidischen Blicken — „das kann ja ein Blinder sehen, welches Du haben sollst!"

Röschen warf ihre Augen, sinnig, auf beide Tücher. Sie wählte das weiße, sah mich mit leuchtenden Augen an, und sagte: „Das hat der Nachbar mir geschickt." Lenchen griff mit Freuden nach dem bunten.

Nun nahm Röschen ihre Noten zusammen, und ging damit auf ihr Kämmerchen, um sein Lieblingslied heraus zu finden. Wir fragten, da sie die Noten herab brachte: „Nun Röschen, welches ist sein Lieblingslied?"

Sie lächelte, und sagte: „Das sage ich nicht. Aber wenn er kommt, so will ich es ihm singen, und Sie sollen sehen, Väterchen, ich habe es getroffen."

Meine Frau sagte nachher zu mir: „Wenn er jünger wäre, lieber Herrmann, und hätte das Feuermahl nicht, und

nicht die kahle Glatze, und Brod: ich könnte meine Rosine in keine bessere Hände wünschen."

„Wie alt ist er denn?" fragte ich ernstlich. „Denn, wie gesagt, wir schwankten zwischen Dreißig und Funfzig, und wenn man ihn gehen sah, oder arbeiten, oder wenn man ihn nur reden hörte, ohne sein Gesicht zu sehen: so schien er nicht einmal Dreißig.

Der Frühling.

Der Winter ging dahin, schneller als wir dachten. Meine Söhne waren recht fleißig bei ihren Büchern, Röschen bei ihrer Musik. Wir konnten aus der Menge Lieder, die er geschickt hatte, das nicht heraus rathen, was er gemeint hatte, und Röschen, mit einem triumphirenden Gesichte, sagte darüber kein Wort. Sie sang sie alle, und alle zuletzt gleich fertig. Es war ein Geist des Fleißes, der Ehre, möchte ich sagen, in meine Kin-

der gerathen, der von unserm Herrn Nachbar ausgegangen war. Röschen war gegen den Frühling sechszehntehalb Jahr alt. Eine Blüthenknospe noch, sah man ihr in das freundliche, unschuldige, zutrauenvolle Kindergesicht; eine aufgeblühete Jungfrau, sah man die hohe, volle Gestalt ruhig dastehen.

Aber sie spielte noch mit ihrer Schwester alle Kinderspiele mit, mit kindischem Frohsinn, mit kindischer argloser Unschuld.

Meine Frau sagte: „Aber Röschen, sechszehn Jahre, und noch spielst Du?“ Dann setzte sie sich, wie eine Matrone, neben ihre Mutter mit ihrem Nähzeuge, ging ernst in die Küche, und nach einer halben Stunde haschte sie sich mit ihren Geschwistern lautjauchzend im Garten umher. Aber welche Rolle sie spielte, die Matrone oder das Kind, jede stand ihr gut.

„Ich begreife recht wohl, wie unser Herr Nachbar das Mädchen so vorzieht,“ sagte meine Frau oft, und jedesmal setzte sie hinzu: „wenn er das Feuermahl nicht

hätte.“ Aber das hatte er, und leider wurden immer mehr meiner Familie Blicke auf dieses Feuermahl gerichtet.

Unser Prediger im Dorfe hatte geglaubt, ein abgesetzter Oberförster müßte nach der ersten Erndte sogleich zu Grunde gehen, und wir lebten fort, und wie es schien, im frohen Genusse des Lebens. Man hatte von unserer Armuth die seltsamsten Dinge verbreitet, die meine Frau so gut widerlegte, als sich mit der Armuth thun ließ. Meine Frau ließ wenigstens des Sonntags die Mädchen wieder etwas höher hinauf gekleidet zur Kirche gehen. Das nahm des Predigers Familie für Trotz, wie es denn auch war.

Unser Herr Nachbar mit seinem schwarzen Pflaster war in der Gegend gar nicht so unbekannt, als wir anfangs glaubten. Er hatte der Reihe nach alle Prediger und Pächter in einem fünf Meilen weiten Umkreise besucht, und war dann wieder weggeblieben.

Alle Arme in den Dörfern kannten ihn, alle Unglückliche, und es war, als

hätte er Geister in seinem Dienst, welche ihm die Nachrichten aus dem ganzen Gebürge zutrugen. War irgendwo ein Unglück geschehen: so konnte man darauf rechnen, in ein paar Tagen war Herr Hostmann da. Er gab kein Geld, aber seine Fürsprache war so kräftig, daß aus den benachbarten Städten Kaufleute und andere Menschen dem Unglücklichen Beiträge sendeten.

Hostmann selbst gab nur guten Rath, schrieb für die Menschen, und seine Geschenke waren nichts als Kleinigkeiten für die Kinder des Hauses.

Er war auch sonst in dem Hause unseres Predigers aus- und eingegangen. Er hatte aber den Umgang wieder eingehen lassen. Natürlich konnte nun das Ankommen eines Pakets auf der Post für uns, nicht lange ein Geheimniß im Dorfe bleiben. Man erzählte sich von reichen Geschenken, die Hostmann uns gemacht hätte, und man hatte ohnehin in der Gegend den Begriff von ihm, daß er ein Goldmacher wäre.

Dieses fiel wie ein zündender Funken in die Phantasie meiner Frau. Sie erinnerte sich, daß sie bei ihm große gelbe glänzende Steine gesehen hätte, die sie damals schon halb und halb für Gold erklärt hatte. Hostmann lebte da oben, man wußte nicht wovon, und lebte gut. Meine Frau, wenn sie von jetzt an von dem Nachbar redete, setzte als einen neuen Zusatz hinzu: „Es ist unbarmherzig, sein Auge auf so ein Feuermahl zu richten. Und wäre er reich, lieber Herrmann, und wäre er nicht zu alt: so — was ist denn ein Feuermahl?“

Ich antwortete auf diese Frage mit nichts, als einem Lächeln, aber der Prediger antwortete den nächsten Sonntag ganz anders darauf.

Der Prediger hielt nach seiner Art recht sehr gelehrte Predigten, und er war in der Gegend für einen grundgelehrten Mann bekannt. So untersuchte er, ob die Speisen, welche die Engel bei den Menschen gegessen, zum Beispiel bei Abraham, auf den natürlichen Wegen

ein- und ausgegangen, oder etwa durch die Ausdünstung weggegangen wären. Für die letzte Meinung erklärte er sich mit großer Heftigkeit, und bewies es aus Xenophons Beschreibung von den Sitten der Perser, die ebenfalls Speise und Trank hätten meistens durch Arbeit in Schweiß austreiben müssen.

So untersuchte er diesen Sonntag, den ich meine, in dem Thema von der Bruderliebe, worin das Zeichen, das der Herr an dem Brudermörder Kain gemacht hatte, bestanden hätte. Er führte alle Meinungen des Genebrardus, Cornelius a lapide, Salvianus und des heiligen Hieronymus an, entschied sich aber endlich für Saldenus Meinung, daß dieses Zeichen in einem Feuermahle bestanden habe.

Meine Frau erblaßte und schlug das Gesicht beschämt nieder. Röschen erröthete hingegen; aber sie erhob das Haupt hoch empor, als müßte sie ihres Freundes Vertheidigung übernehmen. Der Prediger fuhr fort, die Lebensart Kains

zu beschreiben. „Er irrte," rief er — „von Gebürge zu Gebürge, von Höhle zu Höhle. Er scheute Dörfer und Städte, wohnte in verfallnen Mauern, so scheute er sich, das Zeichen des Brudermörders vor die Augen der Leute zu bringen."

Nun kam er auf die Kainiten, die Anhänger des Kains, und jedes Menschen, der je von Gott gezeichnet war. Er machte von ihren Lehrsätzen eine so gräßliche Beschreibung, daß, wenn es seine Meinung war, meine Familie unter dieser Sekte zu bezeichnen, was meine Frau fest behauptete, ihm seine Absicht durch die übertriebene Beschreibung mißlang.

Wir verließen die Kirche mit Unwillen; aber es hatte doch eine solche Wirkung auf uns gehabt, daß meine Frau nicht weiter ihrer Wünsche erwähnte, und Röschen gar nicht mehr von dem Feuermahle redete, als mit einer Empfindlichkeit, die von dem Prediger anhub, und bei dem Herrn Nachbar sich endigte.

Es entstand ein Haß, der nicht sehr sanfter Natur war, zwischen meinem und des Predigers Hause, und es gehörte in der That der ganze Winter dazu, um unsern Freund Kain mit der vorigen Freundlichkeit zu empfangen, wenn er käme.

Endlich sah Röschen seine rothe Fahne von dem Thurm der Ruine herab wehen. „Er ist da!“ rief sie uns zu, aber nur mit der Hälfte der alten Begeisterung. Meine Söhne waren kaum zurückzuhalten, ihn sogleich zu besuchen.

Meine Frau wurde unruhig, und ich sah deutlich, daß die Predigt einen tiefern Eindruck auf sie gemacht hatte, als sie wollte gelten lassen. „Warum bezieht er denn die alten Ruinen?“ fragte sie mich, wie ich ihn mit Heftigkeit vertheidigte. „Warum kommt er nicht ans Licht, wenn er nichts auf dem Gewissen hat?“ Kurz, die Predigt hatte meiner Frauen Herz gegen ihn mißtrauisch und kalt gemacht.

Da kam er selbst. Meine Kinder führten ihn mit dem alten Triumphe in

unser

unser Haus. Er war völlig der Alte. Röschen hatte auf dem Wege mit ihm bis ins Haus die ganze Predigt und den Saldenus vergessen. Er reichte mir mit der gewöhnlichen Herzlichkeit seine Hand. Meine arme Frau konnte ihre Blicke nicht von dem schwarzen Pflaster los machen. Sie reichte ihm nur mit einem Seufzer die Hand.

Röschen trug ihr Halstuch, das Angebinde, wie Lenchen das ihre. Er schien es nicht zu bemerken. Meine Kinder brausten froh um ihn her, wie ein Schwarm Bienen um ihre Königin. Der Anblick dieser herzlich reinen Freude löste doch den Unmuth meiner Frau größtentheils auf. Sie schlug am Abend ihr Tuch um, das sie seit der Predigt wenig getragen hatte.

Er war beladen mit einem großen Paket Sämereien, Blumen und Prachtgewächsen für meinen Garten, und für Röschens Blumenstück. Der frohe Haufen zog mit Spaten und Harken in

den Garten, und alles wurde den Tag über in die Erde gebracht.

Meine Söhne drangen nun darauf, ihm die Fortschritte zu zeigen, die sie den Winter durch gemacht hatten. Roger hatte Hamburg immer auf den Lippen, und die Schiffe, die er da sehen würde, und den Anblick des Meers. Röschen mit ihrer Musik meldete sich gar nicht. Lenchen kramte alles aus, womit sie sich geltend machen konnte.

Ich war neugierig, ob Röschen unsers Nachbars Lieblingslied heraus gefunden hätte, aber sie redeten Beide nicht über diesen Punkt. Doch wurde ich bald gewiß, daß sie es getroffen hatte, und welches es war. Denn sie sang ein Lied mit einer Begeisterung, wie keins von den andern, und er hörte es sie singen mit einer schimmernden Freude in den Augen, die gar nicht zu verkennen war.

Das Lied hieß:

Ich kenne ein Herz: es ist nicht mein;
Darnach ich ewig will streben.
Es hält allein die Treue nur fest,

Die Liebe es ewig nicht fahren läßt
Im Sterben nicht und nicht im Leben.

Ich kenne ein Auge: nie hab ichs gesehn!
Darnach ich ewig will schauen;
Im Auge sich mahlet der Liebe Bild,
In Thränen und Lachen, so rein und so mild.
Dem Auge ich ewig will trauen.

Ich kenn' eine Wange: wo find ich sie denn?
Mit Purpur so sanft überzogen;
Der Purpur der Unschuld, der Purpur der Schaam,
Der rein aus keuscher Seele vorkam,
Der hat nie die Liebe betrogen.

Ich kenn' eine Stirn, so hell und so rein;
Zum Sternen empor sie sich hebet.
Sie achtet nicht Kronen, sie achtet nicht Schmerz;
Sie suchet nur Treue, sie sucht nur ein Herz,
Wo treue Liebe nur lebet.

Was Armuth? was Schönheit? was Krone und Glück?
Ich suche nur Liebe zum Leben.
O Liebe und Treue, wo sucht dich mein Blick!
Denn Unschuld und Treu und Lieb ist nur Glück
Im Sterben sowohl als im Leben.

Er erzählte mir, er hätte das Lied auf einer der Fischerinseln in der Ostsee von einem Fischermädchen singen hören, oben auf der Klippe sitzend, das blonde Haar mit Schilf gekränzt, und mit Meerlinsen. Ein reicher Schiffersohn aus Anhold hatte des schönen Mädchens Herz gewonnen, und ihr seine Hand versprochen. „Ihr seyd eines reichen Schiffmannssohn,“ sagte die arme Fischerin — „und ich bin eines armen Mannes Tochter.“ Aber er schwört ihr Treue. Sie sagt: „Seht mich an: bin ich schön wie die Mädchen aus Anhold?“ „Was Schönheit,“ ruft er — „was Krone, was Glück! Ich suche nur Liebe zum Leben.“

Die findet er, findet hohe Treue, reine Liebe, und er verläßt sie, und heirathet in Anhold.

Da sitzt sie auf dem hohen Felsen, und harrt auf seine Zurückkunft, und ihr Geist entweicht. Fragt man sie: „Worauf hoffst Du, Mädchen?“ so weist sie hinaus nach Anhold und singt das Lied.

Dieses Lied hatte meine Rose als sein Lieblingslied heraus gesucht, fast mußte ich glauben, mit ihrem Herzen. Doch sah ich unsern Nachbar an mit seinem Feuermahl, seiner Glatze: so war mir nichts unglaublicher, als diese Vorstellung. Auch konnte ichs nicht einmal wünschen. Meine Frau äußerte ihren Verdruß laut, da sie sah, wie unser Herr Nachbar mit Rosen im Garten saß, ihr vorlas, ihr vorspielte, mit ihr sang. Es kam etwas zwischen meine Frau und unsern Nachbar, was der Kälte sehr ähnlich sah, aber nicht von seiner Seite.

Er blieb dieses Mal länger als gewöhnlich, aber sehr zu unserm Vortheil. Er leitete, mich hielt eine Verkältung zu Hause, unsere ganze Frühlingsbestellung mit einem Eifer, dem nichts gleich kam.

„Riekchen," sagte ich, wenn er müde vom Felde kam, und uns ein heiteres Gesicht entgegen trug — „wie kannst Du so ungerecht gegen den einzigen Menschen seyn, der uns wahrhaft liebt?"

„Wenn nur Röschen nicht der Preis seiner Dienste werden soll!“ antwortete sie. Sie sprach mit Röschen darüber; aber Röschen lachte, und fragte, ob das möglich wäre, einen Mann zu nehmen mit einem Feuermahle? Die Sache wurde vergessen.

Nach der Frühlingsarbeit wollte er meine Söhne mit nach Hamburg nehmen. Troz allem Widerreden erbaten sie die Erlaubniß von uns, und sie reisten ab. Sie versprachen, noch vier Wochen vor der Erndte wieder im Hause zu seyn.

„Sie müssen,“ sagte mir Hostmann — „das Leben kennen lernen, dem sie vielleicht beide einmal trotzen müssen. Adolph muß hinaus, um sich im freien Leben zu stärken, um über den todten Buchstaben nicht den regen Geist der That zu verlernen. Und auch Roger muß hinaus, um sein härteres Herz unter den Menschen voll Liebe zu saugen.“ Er hatte Recht!

Ich gab den beiden Knaben von unserm Nothpfennige Geld für ihren Unter-

halt mit. Die Mutter verlangte es, denn sie wollte dem Mann so wenig Verbindlichkeit als möglich schuldig seyn. Sie reisten ab.

Die Mädchen beneideten ihnen die Reise nicht, aber Hostmanns Gesellschaft. Wir Alle fühlten den Mangel seiner freundlichen, seiner nützlichen Gesellschaft, seiner Hülfe in allen Theilen unserer Haushaltung. Er wußte für alles Rath, er konnte alles machen. Jedermann in unserm Hause wendete sich in jedem Mangel nur an ihn, und er half auch.

„Unser guter Hausgeist fehlt uns," sagte Röschen zuerst, und nach drei Tagen sagten wir Alle so.

Es ändert sich.

Vor der Erndte kamen sie endlich zurück, Beide entzückt von Allem, was sie gesehen, was sie gelernt hatten. Sie hingen jetzt mit einer unaussprechlichen, kindlichen,

vertrauenvollen Neigung an dem Manne. Die Reise hatte ihnen fast gar nichts gekostet; aber das Geld, was sie mitgenommen hatten, brachten sie nicht wieder. Die Armen hatten es empfangen. Hostmann hatte für ihren Unterhalt gesorgt.

„Er?“ fragte ich unzufrieden.

„Er!“ sagte Roger — „Er! Vater! Er! Aber was meinst Du? Wir haben gelebt wie drei Stoische Philosophen, von fast gar nichts.“ Adolph versicherte das mit einer muthigen Miene, die ihm wohl anstand. In der That kam der weiche Knabe als ein Held wieder. Denn sie hatten in der Nordsee einen Sturm gehabt, in dem Roger, nachdem die erste Angst überwunden war, verlangt hatte, man sollte ihn an den Mast binden, damit er desto besser dem Sturm zuschauen könnte.

Das erzählte Adolph von seinem Bruder, mit Freudejauchzen, als wäre es sein eigener Triumph. Sie hatten von Allem, was ihnen merkwürdig geschienen, Zeichnungen gemacht, auch hatte das

Hostmann gethan. Sie zerrissen nach und nach den größten Theil ihrer Zeichnungen; denn die letzte gerieth immer besser, als die erste. Sie hatten Hostmanns Muster vor sich, nach dem sie arbeiteten.

Ich sah mit Erstaunen, auf welche Weise unser Nachbar die Knaben unterrichtete. Sie nahmen meine Felder auf, und die ganze Gegend. Sie waren mit den Handgriffen schon bekannt, das ging recht leicht. Am Abend saß Hostmann bei ihnen, und nun kam es ans Wie? an den theoretischen Unterricht, und ihre Fortschritte waren erstaunlich, in Allem, was sie unternahmen, und es war fast kein Zweig der Wissenschaften und Künste, den sie nicht übten. Das was das Spiel der Nebenstunden; unser Ackerbau war die Arbeit, die mit allem Ernst getrieben wurde.

Aber leider half aller unser Ernst nicht viel, und wir wußten es dem Kammerboten nicht nachzumachen, auf den ich mich verlassen hatte. Wir thaten so gute Erndten, und noch bessere als unsere Nachba-

ren; denn, Dank unserm Freunde, unser Ackerbau wurde musterhaft getrieben. Unser Garten gab uns zehn Mal so viel, als andere Gärten, unser Vieh war das beste im Dorfe, unsre Schaafe waren von feiner Race, und dennoch kamen wir gar nicht vorwärts. Ich war so gutherzig, keinem Armen einen Scheffel Korn abschlagen zu können, wenn er mich darum ersuchte, meine Frau ebenfalls, meine Kinder dazu.

Meine Frau wollte gern den Glanz unseres Hauses dem Glanze der Pfarre gleich erhalten. Sie wollte den Ruhm erhalten, den alten Ruhm, daß bei ihr die Leute am liebsten und am längsten wären. Kurz, am Ende der zweiten guten Erndte sah ich wohl, wir würden ohne Aufopferung unsers kleinen Nothpfennigs nicht auskommen.

Was meiner Frau am unangenehmsten seyn mochte, war, daß unser Herr Nachbar es merkte, und mit mir darüber redete, nicht mit mir allein, sondern auch mit meinen Kindern, denen es meine Frau so

gern verschwiegen hätte. Wir gestanden es ihm seufzend.

„Ich habe es fast voraus gesehen," sagte er freundlich. „Indeß dachte ich, Sie würden ein Kapital im Hinterhalte haben, das Sie so sicher machte."

„Wenn das so Jahr für Jahr geht:" sagte meine Frau, die Hände zusammen schlagend — „so gehen wir zu Grunde!"

„Mein Gott, lassen Sie doch das nicht Jahr für Jahr so gehen, da Sie wissen, wohin der Gang Sie führt!"

„Was sollen wir thun?"

Er sah mich lächelnd an. „Mehr als Sie gethan haben. Die Ausgaben Ihres Hauses verringern, die Einnahme vermehren. Da ist das ganze Geheimniß."

„Wodurch?"

„Ihre Frau kann recht gut sticken, Röschen und Lenchen auch. Ich kenne einen Kaufmann, der sehr um Stickereien verlegen ist. Ich schaffe Arbeit."

„Für Geld arbeiten?“ rief meine Frau, unserm Freunde sehr ernsthafte Blicke zuwerfend.

„Alle Welt thut das. Alle mahomedanische Fürsten, der türkische Kaiser arbeitet für Geld. Er macht lederne Geldbeutel, die verkauft werden.“

„Und ich?“ fragte ich wieder.

„Man läßt in dieser Gegend zehn Meilen weit edle Obststämme kommen: ziehen Sie Baumschulen! Aber das ist das Wenigste. Vermindern Sie Ihre Ausgaben! Ziehen Sie von Ihrem Tische etwas ab, von Ihrer Kleidung!“ Er sah meine Frau bei diesen Worten an, die in der That recht elegant gekleidet war.

„Sollen wir wie Bettler gehen?“

„Mit Kleidern, die Ihnen nichts kosten. Sie sticken und tauschen dafür wohlfeile Zeuge von dem Kaufmann.“

„Und unsere Haushaltung?“

„Wenn Sie sie einschränken: so bleibt Ihnen Zeit genug zur Arbeit. Madame,“ sagte er ernsthaft, und die Gestalt richtete sich recht königlich empor — „Ihr Kopf

ist so hell, Ihr Herz ist so schön, daß es Schade wäre, wenn Sie einer Posse nicht entsagen wollten, um das ganze Glück Ihres Hauses, und Ihre eigenen schönen Augen zu retten. Sorgen, Frau Oberförsterin, zerstören Augen und Farbe mehr, als Alter und Zeit."

„Unsere Kinder?" rief sie, die Augen gegen den Vorwurf und die Schmeichelei niederschlagend.

„Für Roger hätte ich eine Stelle an der Lorenzhütte. Er hat Lust zum Bergbau. Er wird sich dort beschränken müssen; aber er kann leben."

„Und Adolph?"

„Lieber Freund! für Adolphen müssen Sie ein Opfer bringen. Der Jüngling schreitet mächtig vorwärts auf der Bahn der Wissenschaften. Wäre es nöthig: so müßte er freilich aus seinem Wege weggerissen werden. Aber lassen Sie ihn! Ich will mit ihm theilen, was ich habe."

„Nein, nimmermehr!" rief meine Frau, und eine höhere Röthe trat auf ih-

re Wangen — „von Wohlthaten soll er nicht leben!“

„Bravo!“ rief Hostmann eifrig, und mit leuchtenden Augen — „das heißt mütterlich und groß gesprochen. Man muß keinem Menschen, nicht einmal dem Glücke danken wollen, so lange man arbeiten kann.“

Unser Freund ging, kam wieder, ging, und brachte endlich die Nachricht, daß Roger auf die Lorenzhütte sollte, um dort den Bergbau praktisch zu erlernen. Röschen saß schon seit acht Tagen mit dem Sonnenaufgange an Tüchern, die sie stickte, und die Hostmann gebracht hatte. Lenchen half. Meine Frau seufzte, und half. Meine Obstschule wurde angelegt. Der Saamen meiner fremden Gemüse wurde gesammelt und verkauft. In der That, es eröffnete sich meinen Blicken wieder eine ruhige Zukunft, wenn nur der zweite Punkt, Verminderung der Ausgabe, so gut in den Gang gekommen wäre, als der erste.

Röschen und Adolph schienen die einzigen zu seyn, die den Rath ihres Freundes befolgten. Man konnte nicht einfacher und doch reinlicher gekleidet seyn, als Röschen; und Adolph lebte, als hätte er zu Diogenes Fahne geschworen.

Meine Frau war zu gut, um sich zu widersetzen; aber sie rettete aus diesem zweiten Schiffbruche ihres Luxus doch so viel sich retten ließ. Wir hörten die giftigen Auslegungen, die man auf der Pfarre von uns und unserer Veränderung im Hause machte. Meine Frau seufzte darüber. Röschen lächelte dazu. Wir wußten Alle nicht, welch ein Geist in das Mädchen gefahren war. Sie war immer heiter, immer gefällig, immer fleißig. Ich mußte sie bitten, die Musik nicht ganz zu vernachlässigen. Sie blieb dabei, daß sie mit ihrer Arbeit die Freude der Musik erst verdienen müßte.

O wie einig lebten wir jetzt! Wie fest hingen wir uns Alle, da wir Alle für einander arbeiteten, mit Liebe, mit höherer

mit geistigerer Liebe an einander! Es war mir, als wären wir jetzt durch ein viel festeres Band verbunden, als das der Familie. Meine Frau war viel, ach, viel sanfter und freundlicher gegen Röschen geworden, seit sie für uns so willig ihre Freuden, ihre Spaziergänge, ihre Leserei, ihre Musik aufgab. Die Mutter hatte sich in eine ältere Freundin verloren, und die Mutterliebe kränzte sich mit den schönen, frischen Blüthen des Vertrauens, der Achtung.

Wir hatten mehr Herz gegen einander. Unsere Sorgen wurden zärtliche, genußreiche Bekümmernisse für den andern, nicht für uns selbst. Unsere Herzen öffneten sich mehr, wir wurden erhabener, stolzer, ja tugendhafter.

Ich sagte das unserm Freunde. „Ach," sagte er, mir die Hand drückend — „das Leben hat eine Seite, wo ihm zu dem Himmel nichts fehlt, als die Unsterblichkeit. O Mann, Sie sind jetzt zu beneiden,

den, mehr als die Könige der Erde!" Er ging gerührt hinaus.

Wir reden von Liebe.

So war ein Jahr hingelaufen, und wir lebten doch in der That nur von einem Tage zum andern. Wir verloren fast Alle den Muth, nur Röschen und Adolph nicht. Roger sendete von seiner kleinen Einnahme auf der Lorenzhütte, was er erspart hatte. Er hatte, wie er schrieb, sehr bedeutende Freunde gefunden. Fast mußte er glauben durch unsern Nachbar, obgleich Niemand an der Hütte Hostmann kannte, als daß er ein paar Mal dort gewesen, und die Hütte als ein Kenner besehen hatte.

Es ging meiner Frau mit unserm Freunde höchst seltsam. Sie hielt ihn bald für ärmer als uns, bald wieder für einen Goldmacher, für einen halben Wunderthäter. Jetzt nach Rogers Briefe

hatte sie große Lust, ihn wieder für einen Wunderthäter zu nehmen.

Ich hielt ihn für einen Mann, den die harte Natur zu einem Zyniker bestimmt hatte. Sein Feuermahl mußte ihn nothwendig von jeder ehelichen Verbindung zurück halten, und so lebte er, unbekümmert um das Gerede der Menschen, ganz nach seinen Grillen. Daß er nicht reich war, wußte ich mit Gewißheit; denn er sah unsere große Geldverlegenheit recht oft, ohne zu helfen. Er sah noch mehr: Röschens Thränen um unser Sorgen, und mir kam es vor, er hätte seine Seele dahin gegeben, um Röschens Thränen zu trocknen.

In der That, je mehr ich das Verhältniß beobachtete, in dem er mit Röschen stand, desto mehr fühlte ich gegen den Mann das allerinnigste Mitleiden und die allerhöchste Bewunderung. Daß er Röschen liebte, nicht etwa mit der Zärtlichkeit eines Vaters, sondern mit der Leidenschaft eines Mannes, wurde mir von Tag zu Tage gewisser. Wenn er im tiefen

Gespräch mit mir oder Adolph saß: so hatte er doch Auge und Ohr für Röschens Bewegungen, für ihre Athemzüge sogar. Ging sie hinaus, und sie blieb etwas länger, als gewöhnlich: so ergriff ihn eine sichtbare Unruhe, die nicht eher endigte, als bis sie wieder an ihrem Fenster saß.

Er konnte sie nicht sehen; denn er saß gewöhnlich am andern Fenster mit uns; aber ich brachte doch bald heraus, daß er sie im Spiegel, sobald er eine kleine Seitenbewegung machte, sehen konnte. Und er machte diese Bewegung, so oft Röschen die kleinste machte.

Das hatten wir Alle nach und nach bemerkt, und noch viel mehr dazu. Röschen war die einzige von uns, die es in der That nicht wußte, daß sie von ihrem Freunde geliebt war. Lenchen, deren Muthwille von Jahr zu Jahr mit unsern Sorgen wuchs, neckte Röschen unaufhörlich mit ihrem Liebhaber, und Röschen ließ sich, ohne je ihre Heiterkeit zu verlieren, oder irgend eine Bewe-

gung zu verrathen, damit necken, so daß ich einmal sagte: „Du bist doch gar zu nachsichtig gegen das Mädchen.“

Sie sah von ihrem Stickrahmen auf, mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt, und sagte lächelnd: „Glauben Sie mir, lieber Vater, es ist Neid, wirklicher Neid von Lenchen, und so muß ich ihr diese Rache wohl gönnen.“

Das kam so kalt, so freundlich kalt hervor, daß ihre Mutter sagte: „Neid? wohl gar Eifersucht? nicht?“

„Ein wenig, liebe Mutter,“ antwortete das Mädchen eben so heiter. „Glauben Sie mir, ein wenig Eifersucht ist mit im Spiel.“

„Nein,“ sagte meine Frau, ein wenig heftig — „so muß doch dieser Mensch ein Zauberer seyn, ärger als alle Menschen sagen. Denn daß er Dich liebt, das sehen wir Alle, leider!“ — Da wars heraus. Röschen erhob das Gesicht, um zu sehen, wie ihre Mutter bei dem Spaß aussähe, sah den Ernst auf dem Gesichte der Mutter, und ihr Gesicht erblaßte.

Sie blieb sitzen in der Stellung, in der sie eben war. „Liebt?“ fragte sie endlich — „Er? — mich?“ Sie legte die Nadel nieder, und mit einem tiefen Seufzer sagte sie: „Er liebt mich, wie der Vater mich liebt.“

Einmal wars nun so weit, und ich wollte wissen, in welchem Verhältniß er mit ihr stand. „Röschen,“ sagte ich — „er liebt Dich wohl anders, als ein Vater. Wäre er jünger; so würde ich sagen, er liebte Dich mit einer sehr warmen Leidenschaft.“

Da erblaßte sie aufs neue. Sie stellte ihre Arbeit an die Seite, trat herab von der Estrade, auf der sie immer saß, mitten ins Zimmer, als wollte sie das Räthsel auflösen oder sich auflösen lassen. Aber mit einem Male wendete sie sich ab, weinte sanft, und verhüllte das Angesicht in ihr Taschentuch.

„Liebes Herzenskind!“ sagte die Mutter, sie umfassend — „an Dir kann ja die Tadelsucht selbst keinen Flecken finden.“

„O liebe Mutter,“ rief sie mit einer unendlich zärtlichen Stimme — „an mir finde jeder Blick, auch der allergütigste, Fehler! mir thut er kein Unrecht. Aber diesem edlen Mann, diesem himmelsreinen Herzen geschieht hier, hier — ach, wo er nichts als Vertheidiger haben sollte — immer Unrecht! O Mutter, Sie sollten ihn kennen! da steht Adolph!“ — Dem Jünglinge hingen die blauen freundlichen Augen schon voll Thränen. Aber er faßte Röschens Hand, und sagte sanft: „Du kannst ihn nicht mehr lieben, Röschen, als ich, nicht mehr ehren, als ich; aber daß er Dich liebt mit einer sehr warmen Leidenschaft, das glaube ich auch. Und ist es denn etwas Böses?“

Da sanken Röschens Arme langsam herab, sie sah uns alle drei einen nach dem andern erstaunt an, und leise sagte sie: „Wenn es wäre: so ehre ich ihn noch mehr, Adolph! so ist er noch edler, als wir dachten, so — so —“ Sie legte die Hand auf das Herz, und schien es gleichsam niederzudrücken. „Aber ich

wollte, ich wüßte es nicht! gewiß, Vater, gewiß, Mutter, das wollte ich! Ich ehre ihn desto mehr; aber es wird mich irre machen in meinen Empfindungen gegen ihn. Denn Mutter, von jetzt an werde ich glauben, ich liebe ihn nie genug, und das wird mir sehr wehe thun, fürchte ich."

Das Mädchen setzte sich wieder an ihre Arbeit, aber mit einem ganz veränderten Wesen. Sie versank in ein tiefes Nachdenken, indem ihr Gesicht, das bald lächelnd war, als hätte sie selige Träume, bald sich verdunkelte, als nagte ein namenloser Schmerz in ihrem Busen, — der Spiegel ihrer Seele war. Sie ging dann hinaus, und ging im Garten auf und ab, durchlief ihr Blumenstück, dann die junge Baumschule; dann hielt sie Lenchen an ihrer Brust, und Lenchen kam mit trüben Augen ins Zimmer, und aus der Art, wie sie von unserm Nachbar redete, hörten wir, daß Röschen sie gebeten hatte, nicht mehr über Hostmanns Liebe zu scherzen.

„Sie wußte es nicht, Riekchen,“ sagte ich — „ich fürchte, wir haben einen nagenden Wurm in ihre Seele voll Frieden geworfen, vielleicht die Blüthe einer Freundschaft mit rauher Hand gefaßt, die zu schön für dieses Leben war.“

„Ach, lieber Herrmann,“ sagte meine Frau, ihr Haupt auf meine Schulter legend — „hat denn der Himmel gar kein Mitleiden mit uns? denn ists nicht, Vater, als ob das schöne, junge, reizende Mädchen im Zweifel wäre, ob sie nicht einen alten Mann mit einer Glatze, mit einem Feuermahle, und einen Bettler dazu, liebte?“

„Sey Du ruhig, Riekchen! ich traue unserm Freunde von Herzen.“

„Ich nicht!“ setzte sie kummervoll hinzu — „denn er liebt sie.“

Das Glück lächelt wieder.

Ich dankte Gott, daß Röschen mir heimlich gestand, mit einem recht frohen

Erröthen, wir hätten uns Alle geirrt. Es wäre nichts, als eine reine, väterliche Freundschaft, die der edle Hostmann für sie fühlte.

Ich sagte schnell, daß ich jetzt so gut davon überzeugt wäre, als sie selbst, und ihre Mutter dazu. Es kam so ziemlich alles auf den alten Fuß. Aber wir sahen unsers Nachbars Liebe zu Röschen immer deutlicher. Er schien sie Niemandem zu verbergen, als allein Röschen selbst. Ich konnte aus Bewunderung seiner Seelengröße, zuweilen mich auf dem Wunsche ertappen, daß es möglich wäre, daß das junge schöne Mädchen den Mann lieben könnte. „O wie glücklich würde sie seyn!“ rief ich von ganzem Herzen.

Aber es kam alles anders.

In unserer Nachbarschaft wohnte ein Amtsrath, der Pächter eines fürstlichen Gutes, ein junger recht hübscher Mann, dessen Weg zum Glück eine ebene, breite Heerstraße war. Sein Vater war Kammerrath, und ein Günstling des Fürsten.

Er war noch unverheirathet. Der junge Mann bekümmerte sich wenig um seine Wirthschaft, sondern er war auf der Nachbarschaft in Gesellschaft, oder er hatte Gesellschaft in seinem Hause. Wir wußten nicht mehr von ihm, als daß das Gerücht im Dorfe umlief, der Amtsrath Schleier käme viel zu Pastors; und da Pastors Elisabeth auf einmal geputzter war, als immer, und den Kopf um ein paar Zoll höher trug, als sonst: so kam er nach Pastors Elisabeth.

Meine Frau machte ein paar Anmerkungen über unsere Armuth. „Denn," sagte sie: „vergleiche ich Röschen mit dem Mädchen: du lieber Himmel! Aber wir kommen nirgend hin, wo die beiden Mädchen gesehen werden." Meine Frau hatte, so oft er vor unserm Hause vorüber ritt, eine üble Empfindung. Sein Pferd war ein stolzer Engländer, sein Bedienter ein reich gekleideter Jokei. Er grüßte jedesmal Röschen, die am Fenster saß, höflich. Sie dankte, und nähete fort.

Er hatte sogar meine beiden Mädchen auf einem Spaziergange gesprochen; und Lenchen erzählte, daß er sie auf eine recht zutrauliche Weise mit Spaß und Lust angeredet hatte. „Aber, Vater, Vater," sagte sie — „was für Augen machte er, da Röschen ihm antwortete! Aber, sie sah auch dabei aus wie eine Königin, und der Herr Amtsrath wurde so kleinlaut, und so höflich und ehrerbietig, daß er sogar Röschen die Hand beim Abschiede küssen wollte."

Meine Frau hörte das an, aber alles wurde wieder, wie es war. Auf einmal trat der Amtsrath zu uns ins Zimmer, und mit einer Menge von Freundschafts-Versicherungen, die recht aufrichtig schienen, sagte er mir, daß man mich hart behandelt hätte bei der Kammer. Niemand sey mehr davon überzeugt als sein Vater, der von ihm erst erfahren hätte, wo ich mit meiner ehrwürdigen Familie geblieben wäre. „Mein Vater," fuhr er fort „wünscht einer so ausgezeichnet redlichen — und unglücklichen Familie," setzte er mit

einem Seufzer hinzu — „wie ich höre, dienen zu können. Der Gedanke, Herr Oberförster, zu der Zufriedenheit Ihres Hauses, das ich längst geehrt habe, beizutragen, macht mich unendlich glücklich."

In der That muß ich dem Leser gestehen, er schien uns Allen ein Engel zu seyn. Er wollte wieder fort; aber meine Frau bat ihn so dringend, zu bleiben, daß er blieb. Wir waren längst nicht mehr gewohnt, Kaffee zu trinken, aber auf einen Wink meiner Frau flogen die beiden Mädchen, und nach einer halben Stunde stand ein recht hübsch ausgeputzter Kaffeetisch in der Mitte. Röschen mußte auf einen Wink der Mutter ihn besorgen, und Schleier verfolgte jede Bewegung des Mädchens mit funkelnden Augen.

Er ritt nach ein paar Stunden wieder davon, ohne heute auf die Pfarre zu gehen. Ein Triumph, den meine Frau recht gut bemerkte.

Kaum war er zehn Schritte vom Hause, da setzten wir uns wieder in die vorige Stellung, und Jeder wartete auf Jeden,

er sollte die erste Anmerkung über diesen Besuch machen. Röschen räumte wieder weg, was gebraucht war.

„Es giebt mehr edle Seelen," brach meine Frau doch endlich hervor — „als Hostmann, seht ihr! Ohne uns zu kennen, hat er für uns gesprochen, geholfen, ohne nur auf unsere Bitte zu warten." Wir stimmten Alle ein, auch Röschen, doch nur mit halben Worten.

Meine Frau war den Tag über heiterer, als ich sie lange nicht gesehen hatte. Sie streichelte Röschen die Wangen mehrere Male. Sie sprach von unsern bessern Tagen, und gab Winke, daß sie wohl noch einmal auf bessere Tage rechnete.

„Hast Du wohl gesehen," fragte sie mich allein — „mit welchen Augen der junge brave Mensch unser Röschen verfolgte?"

Nach acht Tagen war unser Ritter wieder bei uns, und zeigte uns einen Brief seines Vaters, der unsere und des Sohnes Hoffnung bestärkte. Ich hätte nichts

zu thun, sagte er, als nur um eine Vermehrung meiner Pension bei der Kammer anzusuchen. Das versprach ich.

Unser Herr Nachbar würde sich gewundert haben, wenn er einen Blick in unser Zimmer gethan hätte; denn halb und halb war die Eleganz des ersten Jahres wieder im Zimmer. Schleier bemerkte es nicht. Er redete mit Adolphen. Er bemerkte, daß es Schade wäre, wenn der junge Mann nicht mit aller Bequemlichkeit studiren sollte. Er legte den Finger an die Stirn, sagte: „Wie ist das anzufangen?“ und setzte mit einem höchst angenehmen Lächeln hinzu: „Lassen Sie mich machen!“

Das war unsere höchste Sorge. Er war jetzt neunzehn Jahre alt, und durch den Unterricht seines Freundes war er vollkommen reif für die Universität. Schleier brachte mit dieser Versicherung die schönste Empfindung in unsere Herzen, in Aller; denn Röschen warf einen Blick mit einem himmlischen Lächeln auf ihren Bruder, dann auf den Amts-

rath, ohne von dem Himmelslächeln etwas abzuziehen.

Meine Frau sagte dem Amtsrath unsere Sorge für den Jüngling. „O mein Gott,“ rief Schleier — „lassen Sie mich machen!“ Er bat Adolphen, einen lateinischen Aufsatz an die Landschaft zu machen, worin er um das große landschaftliche Stipendium ansuchte. „Dann freilich,“ sagte er — „müssen Sie das große Examen aushalten, aber das läßt sich machen.“

Wir versicherten einmüthig, daß Adolph kein Examen zu fürchten hätte. Adolph ging, und nach einer halben Stunde brachte er seinen lateinischen Aufsatz, den der Amtsrath mit einer gelehrten Miene durchlas.

„In der That,“ sagte er — „recht brav, recht römisch geschrieben!“

„Ich bin nur ungewiß,“ sagte Adolph erröthend — „ob diese Stelle hier echt römisch ist.“

„Nein, nein,“ rief Schleier, den Aufsatz einsteckend — „Sie sollen nicht

ein Wort daran ändern. Mein Oheim ist Landrentmeister. Ich kann dann sagen, das hat mein Freund, für den ich bitte, selbst gemacht!“

„Ich reise morgen schon in die Stadt. Wenn ich zurückkomme, so, mein junger, braver Freund, so bringe ich vielleicht gute Nachrichten mit. Ich wollte es fast verbürgen. Das Vaterland wird gerecht seyn, gegen einen seiner edelsten Bürger,“ — er machte mir eine Verbeugung — „und gegen einen Jüngling, der so reiche Hoffnungen giebt.“ Er umarmte Adolphen mit Herzlichkeit.

Dann ging er. Wir begleiteten ihn Alle mit dankbaren Blicken vor die Hausthür, und dann sagten wir Alle: „Welch ein edler Mensch! o welch ein theurer Mensch!“

„Ohne uns zu kennen!“ rief meine Frau — „aus bloßer menschlicher Theilnahme!“

„Mütterchen,“ sagte Lenchen — „ich glaube doch, bei Röschen könnte sich Adolph auch ein wenig bedanken.“

Röschen wurde roth wie eine Rose; meine Frau lächelte recht angenehm. Sie besann sich einen Augenblick; dann sagte sie: „Ja, liebes Kind, wenn es auch wäre, und nach seinen Blicken zu urtheilen, glaube ich es fast.“ Röschens Schamröthe wurde immer schöner und dunkler. „Wenn er Dich liebte: so wäre es ein Glück. Und, Gottlob, wir haben ihn nicht angezogen, wie auf der Pfarre.“

„Frau,“ rief ich — „warum zu dem reinen Golde Deiner mütterlichen Empfindung dieser häßliche Zusatz vom unedlen Metall? Laß doch die Pfarre weg!“

Aber das konnte unser Glück nicht stören. Ich zog eine gute Vorbedeutung aus Röschens Erröthen.

Gegen die Zeit, da wir ihn zurück erwarten konnten, wollte die Mutter durchaus, Röschen sollte sich besser kleiden.

Röschen aber blieb zu meiner Freude in ihren einfachen Kleidern, bis auf ein klein wenig Putz, den sie hinzu that, doch so unmerklich, daß er hätte für nichts

gelten können, wenn sie nicht so unendlich schön gewesen wäre.

Schleier kam zurück; aber nicht selbst zu uns. Er schickte mir eine Citation von der Landschaft an Adolphen zu dem großen Examen, mit der Versicherung, daß Adolph gewiß das große Stipendium erhalten würde. Auch meine eigene Sache wäre eingeleitet bei der Kammer. Er würde den Morgen eines Tages, den er bestimmte, selbst auf eine Minute bei uns vorkommen, um den Grund seiner frohen Hoffnungen uns näher aus einander zu setzen.

Der Brief war recht hübsch geschrieben, voll von Artigkeiten, die wir in der That zu verdienen glaubten.

Meine Frau machte eine Menge Auslegungen über seine frohen Hoffnungen, die er uns aus einander setzen wollte. Sie hatte dabei Rößchen unablässig im Auge.

„Er redet von unsern Hoffnungen, Rieckchen, nicht von seinen.“ Aber meine Frau blieb bei ihrer Auslegung,

und Röschens Errröthen sagte mir, daß sie ihrer Mutter Meinung war.

„Was wird unser, ach, unser Hostmann sagen, wenn er zurück kommt?“ flüsterte mir Adolph zu. Ich hatte mit Betrübniß schon daran gedacht. Ich bat ihn, zu schweigen. Der Tag kam, da wir den Amtsrath erwarteten. Ein großer silberner Pokal, ein Pathengeschenk meiner Frau, der uns heilig war, aus dem wir an ihrem Geburtstage jedesmal Wein tranken, es war der einzige Tag im Jahre noch, da Wein auf unsere Lippen kam. — Dieser Pokal war in weiße Gardinen verwandelt, und in Kattun zu Ueberzügen über die Stühle. In der Küche loderte ein großes Feuer; denn unser Gast sollte den Mittag bei uns essen, und — leider war es so — er sollte unsere Armuth nicht merken. Und noch einmal leider muß ich dem Leser sagen, daß ich ihm nicht sagen kann, wer von uns Allen der Schlimmste war. Röschen, das allein weiß ich, war die Beste unter uns. Wir hatten Wein, die Weingläser wurden wie-

der hervorgesucht, die bisher unnütz gewesen waren; unser Steingut kam wieder zum Vorschein; und hätten wir Zeit gehabt, wir hätten auf ein Sofa gedacht.

Ich stand bei meiner Frau in der Küche. Auf einmal hörten wir ein lautes Freudengeschrei der Kinder: „Da ist er! da ist er!"

Meine Frau warf mit Blitzesschnelle die Küchenschürze ab, und schon in der Küche fing sie ihre Verbeugungen an; aber als wir aus der Thür traten, sahen wir unsern alten Freund Hostmann, um dessen Hals und Arme unsere Kinder herhingen.

Er wendete uns den Rücken zu, und meine Frau zog mich wieder in die Küche. „Heute gerade! heute! das ist mir doch recht unangenehm!"

„O Rieckchen," rief ich — „unangenehm der Mann, der uns mit der edelsten Gastfreundschaft aufnahm?"

„Ja, heute! heute! denn nun wird Röschen mit ihm reden, Alle werden

mit ihm reden, und der Amtsrath wird übersehen werden."

Ich ließ mich es nicht gegen meine Frau merken, aber diese Vorstellung war mir selbst nicht angenehm.

Doch da ich ihn sah, sein freundliches Auge, sein zutrauliches Wesen, da vergaß ich alles; ich machte ihm im Ernst Vorwürfe, daß er uns so lange vergessen hätte. Er sah sich verwundert im Zimmer umher. „Sie wundern sich, lieber Nachbar, über unsere Eleganz. Sie werden sogar ein wenig spötteln, wenn Sie hören, was uns so verändert hat."

„Verändert," rief er — „doch nur die Außenseite von Ihnen; mag es doch, mag es, wenn ich nur etwas unverändert, immer unverändert wieder finde, Ihre Herzen!" Das sagte er, aber er faßte doch bei den Worten: „Ihre Herzen!" Röschens Hand.

„O das werden Sie, Herr Nachbar," rief Röschen mit lauter Freude — „das werden Sie, immer, und immer, und immer."

Sie hüpfte wie ein Kind an seinen Händen, die sie beide gefaßt hatte, an ihm empor. Adolph hatte um seine Schulter einen Arm gelehnt, und Lenchen visitirte hinten seine Jagdtasche schon, um die Geschenke, die er immer mitbrachte, ihm wegzustehlen.

Nun kam meine Frau mit einem Gesichte zwischen dunkel und hell, aber kaum hatte er sie begrüßt, kaum sah sie das schöne Schauspiel der Liebe, die um ihn her scherzte, da öffnete sich ihr blaues Auge, und sie reichte ihm beide Hände voll einer ganz natürlichen Freundlichkeit.

Da hatte er einen Brief für meine Frau von Roger, und die Nachricht, daß er Unterfaktor der Hütte geworden war, mit erhöhtem Gehalt. „Das, was er Ihnen da sendet" — es war sein ganzer Gehalt vom Vierteljahre — „ist nichts, liebe Frau," sagte Hostmann. „Aber die Nachrichten, die ich bringe. Er ist gesund, an Seel und Leib. Das Gewerk liebt ihn, hält ihn wie seinen Augapfel. Er ist groß, stark, fleißig, geschickt, und

dabei hat er das Herz seiner Eltern, das ganze, schöne, einfache, menschliche Herz seiner Mutter."

Er hatte dabei meine Frau in seinen Armen. Ich frage den Leser, ob ihm zu widerstehen war?

In dem Augenblicke trat der Amtsrath in die Thür, und es gab nun eine andere Szene von Verbeugungen und freundlichen Blicken.

„Ich habe nicht lange Zeit," hob der Amtsrath an. Meine Frau bat ihn zu Tisch, so freundlich, meine Kinder auch, auch ich, daß er den vereinten Bitten nicht widerstehen konnte.

Hostmann blieb, wie er war, ohne sich viel um den Fremden zu bekümmern. Der Amtsrath hingegen war desto aufmerksamer auf unsern Nachbar, der in unserm Hause so vertraut war, an dem wir Alle mit so sichtlicher Liebe hingen.

Meine Frau fing an, Hostmannen die Verdienste unsers neuen Freundes um uns Alle und um Adolphen aus einander zu setzen. Hostmann ließ sich das

ruhig erzählen, und antwortete weder Böses noch Gutes darauf, als, da meine Frau in ihn drang, ein paar, Hm! dann setzte er sich zu mir, aber gegen den Spiegel so, daß er den Fremden so wohl als Röschen beobachten konnte, und erzählte mir von seiner Reise mit Roger durch das Fichtelgebürge in die böhmischen, in Gesellschaft des Sohnes des Berghauptmanns.

„Mit Roger? lieber Nachbar, mit Roger?"

„Mit Roger, denn soll Roger einmal vorwärts kommen in sich selbst, und in der Welt: so bedarf er kein Geld, keiner Stipendien" — war das ein Stich auf den Amtsrath? — „keiner Fürsprache, sondern Muth, Kenntnisse und Menschlichkeit. Diese Reise eben hat ihn vorwärts gebracht."

„Oder Sie! Sie, liebster Nachbar."

„Diese Reise, lieber Freund; nicht ich! denn er brachte Zeichnungen, Bemerkungen über die Gebürgslager, über die ganze Gegend mit, welche — —"

„Wieder durch Sie!“

„Sey es! diese hatte er selbst gemacht.“

„Hätte Adolph doch dasselbe ergriffen!“

„So wäre er ein schlechter Bergmann geworden. Adolph ist jetzt auf seinem Wege.“

„Freilich, wenn es mit dem Stipendium glückt.“

„Ohne Stipendium war er auf seinem rechten Wege. Ich will hoffen, daß Ihr neuer Freund ihn nicht von dem Wege abbringt.“

Er sah eben in den Spiegel, und sah, wie der Amtsrath neben Röschen stand, die an ihrem Arbeitstische arbeitete.

Der Tisch wurde gedeckt. In der That, es machte uns jetzt eine recht unangenehme Empfindung, daß Hostmann hier war. Um seinetwillen, der uns so viel Gutes gethan hatte, war nie ein Stuhl aus seiner Lage gekommen, und um eines neuen Freundes willen, von dem

wir noch nichts als Hoffnungen hatten, kehrten wir das ganze Haus um.

Ich glaubte, unser Nachbar würde wohl, wie er zuweilen that, ein wenig spötteln; aber er that, als wäre es alle Tage bei uns so, obgleich er von seiner alten Manier nicht abging. Er aß nur von einer Schüssel, und trank heute doch Ein Glas Wein, so sehr meine Frau, die vielleicht das fühlte, was ich fühlte, ihm mit Nöthigen zusetzte.

Meine Frau hatte unserm Gaste doch in einem stillen Dialog verrathen, daß unser Klavier da kein Schaugeräth war. Nach Tische trat er selbst an das Instrument, öffnete es, hob an über die Musik zu reden, und trommelte eine Sonate, bei der Niemand aufmerksam war, als allein meine Frau; denn er spielte nicht halb so gut, als eins meiner Kinder.

Jetzt aber bat er Röschen, zu spielen. Sie setzte sich, sie durchlief das Klavier, phantasirte ein wenig, und dann spielte sie eine Sonate. Schleier erröthete. „Das ist erstaunlich," flüsterte

er mir leise zu — „wie ist das hier möglich gewesen?"

Aber da meine Frau Röschen bat, zu singen, und Röschen, doch mit einer Stirn, die nicht ganz glatt war, dann mit ihrer schönen Stimme anhub: da wußte in der That unser Gast nicht mehr, wohin er recht sehen sollte.

Er trat zu mir, und sagte: „In der That, Herr Oberförster, ich bin außer mir! Wie war das hier möglich? hier?"

„Die Mutter singt, und dort jener Mann, unser Freund und Nachbar, that sehr viel."

Da sah der Amtsrath Hostmannen wieder mit forschenden Blicken an.

Die Mutter verlangte nun durchaus, Röschen sollte das Lieblingsstück Hostmanns singen; denn das sang sie ohne Zweifel mit einer Empfindung, der kein Herz widerstehen konnte; aber Röschen sang es durchaus nicht. Ich gab auf unsern Nachbar Acht.

Ich habe nie ein gleichgültiger Gesicht gesehen, als er bei allen diesen Verhand-

kungen machte. Doch schien ein Strahl von Freude aus seinem Auge hervor zu brechen, da Röschen durchaus das Lied nicht singen wollte.

Der Amtsrath ging nun auf Hostmannen los, und bewarb sich um seine Freundschaft. Er sagte ihm, was er von mir gehört hatte, daß er in tiefer Einsamkeit lebte, ohne Amt. Der Amtsrath bot ihm an, wenn er irgend Lust hätte, angestellt zu seyn, daß er auf seinen ganzen Einfluß rechnen könnte. Hostmann bückte sich kalt gegen ihn, und sagte ihm: „Ich weiß gar nichts, was mich bewegen könnte, meine jetzige Lage zu ändern. Ich lebe einsam, unabhängig, gemächlich sogar. Ich habe, so bald ich will, alle Freuden des Lebens, die Freundschaft, die Geselligkeit. Ich danke Ihnen.“

„Wie glücklich, seiner Freunde nicht einmal zu bedürfen!“ sagte der Amtsrath, und Hostmann erwiederte kein Wort. Ja, ehe der Kaffee aufgetragen wurde, war er verschwunden. Adolph hatte ihn begleitet. Er ließ uns grüßen.

Wir sprachen noch von unserm Nachbar, der dem Amtsrath interessant zu werden anfing. Meine drei Kinder hielten ihm die feurigsten Apologien, worin ich und meine Frau herzlich einstimmten.

Die Eifersucht.

Adolph wurde examinirt und erhielt das große landschaftliche Stipendium, und ich eine Zulage von hundert Thalern, und dabei versicherte der Amtsrath in einer Stellung und mit einem Gesichte, in dem er uns wie ein Engel vorkam, das sey nur der Anfang.

„Das Vaterland," rief er pathetisch, mit Thränen in den Augen, die ihm unser aller Herzen zu eigen machten — „muß gerecht seyn. Ich hoffe, Sie noch in Ihrer ehemaligen Stelle wieder zu sehen."

Das alles brachte eine gänzliche Veränderung in unserm Hause hervor. Die hundert Thaler Zulage, die sogleich ge-

zahlt wurden, reichten nicht einmal zu den tausend Kleinigkeiten, die uns auf einmal nöthig schienen. Die runden Sonnenhüte, die den frischen Gesichtern der Mädchen so gut standen, wurden mit den Wämschen von Leinwand auf bessere Zeiten, wie meine Frau scherzend sagte, hingehängt. Seidne Hüte und Kleider kamen an ihre Stelle. Besonders wurde Röschen herausgeputzt. Geputzter waren wir, aber reicher nicht, wohl ärmer mit der Zulage geworden. Denn ich mußte eine Anleihe von hundert Thalern machen, auf unsre sichern Hoffnungen.

Meine Frau steckte alle Freudenwimpel und Flaggen auf, ob mir es gleich zuweilen vorkam, als segelten wir auf Untiefen und zwischen gefährlichen Klippen. Die Veränderung mit unsern Kleidern zog auch eine mit unsern Meublen und mit unserm Tisch herbei. Wir mußten eine Magd mehr halten. Denn meine beiden Töchter konnten, wie sie jetzt gekleidet waren, nicht auf den Heuboden, nicht in die Ställe gehen.

Hätte nicht Roger seinen Gehalt, und Adolph sein Stipendium mit uns getheilt: unsere neuen Glückshoffnungen hätten uns in das größte Elend versetzt.

Da alles fertig war, wie meine Frau es haben wollte, und es war doch nur, das fühlte sie, eine geschminkte, verflickte, versteckte Lumperei, da sagte ich: „Sind wir nun glücklicher, liebe Frau?“ Sie erröthete bei der Frage. Aber Lenchen antwortete muthig, und besah sich im Spiegel. „Um recht viel, lieber Vater, sind wir glücklicher.“

„Nenne es einmal, Kind! nenn' es! um wie viel denn?“

„Um die Einbildung des Glücks, Vater, und das ist recht viel. Denn, Vater, so viel mehr ich auch wußte, als die Bauermädchen hier: so wurden wir doch nach und nach Bauermädchen mit, bloß durch die Kleidung. Ich schämte mich, glauben Sie mir, ans Klavier zu treten, oder in dem Büffon zu blättern, oder mit Röschen ein Duett einzustudiren. Jetzt in meinem seidenen Kleide, Vater, fühle ich,

das gehört sich für mich. Ein Bauer konnte die Sängerin nicht heirathen, und ein Amtsrath, oder ein Prediger, oder ein Justizamtmann, das Bauermädchen nicht. Vater, Sie mußten dem Amtsrath die Thür weisen, oder wir mußten uns kleiden wie seines Gleichen."

Wahrhaftig, ich konnte darauf nichts antworten, als — „aber schlägt nun unsere Hoffnung fehl, Kinder? und wir, die den Wechsel des Lebens erfahren haben, sollen so denken" —

„Nein," rief hier meine Frau Lenchen zu, lächelnd: „Roger macht seinen Weg, Adolph auch. Sie helfen uns schon jetzt."

„Daß sie das müssen, Riekchen! daß sie mit den Erstlingen ihres Glücks die Thorheit ihrer Familie stützen sollen! Wir sind in der Einbildung glücklich; aber in der That? Ich habe Schulden gemacht. Unsere Haushaltung ist vergrößert um zwei hundert Thaler jährlich. Wir haben den giftigsten Haß auf der Pfarre gegen uns erregt, gegen die Pfeile dieser Sor-

gen

gen ist ein seidenes Kleid ein schlechter Harnisch."

„Wer will so in die Zukunft blicken, Herrmann!"

„Wer darf es nicht, Riekchen?"

„Wenn nun eintrifft, was ich hoffe?" Sie warf den Blick auf Röschen, Lenchen auch. Lenchen rief triumphirend, in ihrer Schwester Arme laufend: „Hier sitzt unser Schutzengel, unsere Retterin!" Röschen erröthete. Sie stand auf, sie legte ihr Haupt an meine Brust, dann an ihrer Mutter Brust mit Freudenthränen, mit Thränen der Hoffnung, denk ich, und dann ging sie hinaus.

„Laß uns denn hoffen!" rief ich wirklich hoffend, und wehmüthig — „liebes Riekchen, laß uns hoffen, weil wir nichts anders können! Zwar sagt unser Nachbar: auch die Hoffnung muß verdient seyn, sonst ist sie Leichtsinn; aber — —"

Mit gerunzelter Stirn sagte meine Frau: „Wer weiß, wer weiß, warum unser Nachbar, den ich gewiß ehre, uns so

gern zu Bauern machen möchte! Daß er Röschen liebt, das ist gewiß, und wie anders könnte er seinen Wunsch erlangen, als wenn Niemand anders sie möchte?"

„Und wäre sie dann nicht glücklich? frage ich Dich."

Da öffnete sich die Thür, und er steckte seinen Kopf mit der grauen Perücke und dem Pflaster hinein, und die freundlich funkelnden Blicke, und die begrüßende Hand. „Ich dachte, Sie wären verreist, lieber Freund?" sagte er. Er warf nun seine Blicke verwundert im Zimmer umher; aber er sagte gar nichts zu unserer Veränderung. Er brachte uns Briefe von Adolph, bei dem er diese letzten sechs Wochen, worin unsere Verwandelung aus einer Raupe in einen glänzenden Schmetterling vorgegangen, gewesen war.

Wir lasen die Briefe, die wieder nichts als sein Lob enthielten. „O Vater," schrieb Adolph — „wenn ich etwas bin, wenn ich etwas werde: so habe ich es allein meinem edeln Freunde zu danken. Ich hatte mich hier verloren, er führte mich auf den

rechten, den einzigen Weg. Er hat den Plan meines Studirens mit mir ausgearbeitet. Er hat mit mir die Lehrer besucht, und er hat mir sechs Wochen hindurch gezeigt, daß die gebrauchte Zeit der köstlichste Edelgestein des Lebens ist. O seine Seele ist sonnenhell, und sein Herz sonnenwarm! Wie er uns liebt! o daß doch eins von unsern Herzen ihm die Liebe belohnte, die er für uns fühlt!"

Da trat Röschen ins Zimmer. Sie flog freudig in seine Arme. „Ich dachte, Röschen," sagte er wieder — „Sie wären verreist!" Das Mädchen erröthete. Sie hatte seine Fahne heute gesehen; denn das vergaß sie niemals, aber sie war ihm nicht entgegen gegangen. Sie entschuldigte sich, so gut sie konnte. Er war ernst. Mich jammerte der arme Schelm.

Von ihren Kleidern sagte er nichts; aber er betrachtete sie mit Blicken, die vor Liebe funkelten. Ich weiß gewiß, er sah sie so recht gern. Röschen hatte uns nicht gesagt, daß er heute kommen würde. Er kam noch ein paar Mal mit Rös-

chen auf diesen Punkt zurück, mit einem Schmerz, den er vergebens verhehlen wollte.

Röschen seufzte, und sah ihn mit trüben Augen freundlich und wehmüthig an. Sie las ihres Bruders Brief; dann reichte sie ihm die Hand, und sagte: „O unser theurer, o unser allertheuerster Freund!" Aber auf das Wort unser fiel eine kleine Erhebung ihrer Stimme, als hätte sie nicht sagen wollen: mein Freund.

Da hielt ich es für meine Pflicht, unsern Freund auf die Zertrümmerung seiner Hoffnungen, hatte er anders welche, vorzubereiten. Er ging mit, um unser Feld zu besehen.

Ich hob an: „Sie werden eine Veränderung bei uns gesehen haben, lieber Nachbar —"

„Die voraus setzt, Sie sind reich geworden."

„Ich habe hundert Thaler Zulage bekommen, und eine große Hoffnung, Hoft-

mann, die, meine Oberförsterstelle wieder zu erhalten."

„Sie verloren Ihre Stelle durch eine Ungerechtigkeit; möchten Sie durch eine neue Ungerechtigkeit sie wieder erhalten?"

Ich sah ihn an. Er blickte freimüthig auf mich. „Des Amtsraths Schleiers Vater ist der Liebling des Fürsten, und ein alter Feind des Oberforstmeisters. Da haben Sie den Schlüssel zu Ihrer Zulage. Der alte Schleier will dem Oberforstmeister wehe thun — der junge Schleier will — ich weiß nicht, was; aber er will etwas; denn eine Hand wäscht die andere."

„Ja, das scheint so, lieber Hostmann. Er zeichnet Röschen aus."

„Röschen ist schön, in blühender Jugend, reizend wie die Liebesgöttin; Schleier ein junger, reicher, verwöhnter Mann, der —"

„Der ernsthafte Absichten auf Röschen haben könnte."

„Sehr ernsthafte, aber ob auf ihre Hand?"

„Das vermuthen wir, und aus Gründen."

„Welchen?"

Da stand ich ohne Antwort.

„Kennen Sie den jungen Mann?"

„Ein edler, großmüthiger, dienstfertiger Mensch. Glauben Sie mir, Nachbar, seine Augen standen voll Thränen, da er mir die Nachricht gab: mein Vaterland werde gerecht gegen mich seyn."

„Ich spreche ihm das Gefühl nicht ab: Aber Gefühl ist nicht Charakter. Ich frage nur, lieber Schubart, haben Sie etwas gethan, um den Mann kennen zu lernen, der — wie Sie sagen — Röschens Hand zu verlangen scheint?"

„Das eben nicht. Ich habe mich an seine Großmuth gehalten, womit er uns vom Anfange an behandelt hat."

„Und wäre diese Großmuth nun nichts als die Wirkung der Leidenschaft gegen den Reiz Röschens?"

„Hofmann," sagte ich, ihn starr betrachtend. — „wollen Sie, können Sie gerecht seyn gegen diesen Mann?"

„Ob ich will?" antwortete er mit einer Verwirrung, die ich niemals an ihm sah — „das dürfen Sie wohl nicht fragen. Ob ich kann? das ist etwas anders, mein Freund. Und da ich gern alle meine Verhältnisse klar vor meinen Blicken habe, um nicht ihr Sklave seyn zu müssen, sondern ihr Herr: so lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie Recht haben, mir die Frage zu thun. Sie wollen mir sagen, nicht wahr? ich selbst liebte Röschen."

Ich reichte ihm freundlich die Hand, mit einem herzlichen Mitleiden: „Ja, Nachbar, das meinte ich, so wenig sich auch das Gespräch für mich schicken mag."

„Die Wahrheit schickt sich immer, lieber Schubart. Ja, ich liebe Röschen, vielleicht mit einer größern Leidenschaft, als für meine Lage paßt. Sie haben es gemerkt, lieber Freund; aber Röschen gewiß nicht, das weiß ich. Daß meine Liebe fast ohne Hoffnung ist, das wissen Sie vielleicht gewisser als ich. Daß ich an Röschens Glück Theil nehme, welches es auch sey, daran, bitte

ich Sie, nicht zu zweifeln. Wir wären fertig über diesen Punkt; und haben Sie Achtung gegen mich, lieber Schubart, die ich fodern kann, ein Mann von dem Manne: so kommt das nicht über Ihre Lippen. Es würde Röschen beunruhigen, mißleiten, und auf alle Fälle einen Streit in ihrem Herzen zwischen Dankbarkeit, Vertrauen gegen mich, und meinem Wunsche machen, von dem unsre Freundschaft, lieber, guter Schubart, leicht das Opfer werden könnte."

„Das ist abgemacht!" er hielt mir die Hand hin, ich schlug ein.

„Nun der zweite Punkt! Der Vater, die Familie dieses jungen Mannes, der Röschen mit Liebe auszeichnet, denkt mit eben diesem jungen Manne hoch hinaus, sehr hoch. Der Vater ist nicht umsonst der Günstling des Fürsten. Er ist jetzt nicht mehr Kammerrath, sondern Kammerdirektor, und sein Bruder Landschaftsdirektor. Der Sohn ist der einzige Erbe beider Brüder, ein sehr, sehr reicher junger Mann, der, das will ich zu-

geben, und kaum das, den Plan seiner Familie nicht kennt."

„Der Adelsbrief liegt bereit, man erwartet nur eine feierliche Gelegenheit, um ihn zu nehmen. Der Minister Steuerwald hat eine Nichte von vierzehn Jahren, wahrscheinlich einmal die reichste Erbin des Landes, und ich kann Ihnen vertrauen, man rechnet für den Amtsrath Schleier auf die Hand dieser Nichte, auf eine Kammerrathsstelle: und wer hindert dann den jungen Mann, so hoch zu steigen, als Glück, die Gunst des Fürsten, der Einfluß des Ministers wollen?"

Ich sah ihn erstaunt und betrübt an. Ich war vollkommen überzeugt, daß über seine Lippen nicht eine Unwahrheit kam; aber ich fragte doch: „Wenn das der geheime Plan dieser Familie ist: wie ist er denn Ihnen so bekannt geworden?"

Er faßte schnell meine Hand, drückte sie an seine Brust, und sagte: „Ich muß Ihnen überlassen, wie gewiß Ihr Glaube an meine Redlichkeit ist. Aber die Sache ist so. Und ich warne den Vater

einer hochgeliebten Tochter gegen einen Kampf mit einer Familie, die den Schein hat, als würde sie das Glück eines so armen, unbedeutenden Mädchens, wie Röschen, dem stolzen Plane eines langen, mühsamen Lebens leicht aufopfern."

„Wenn anders der Sohn will," sagte ich, doch ein wenig empfindlich über die Beinamen, die er Röschen gegeben hatte.

„O will der Sohn, will er, was wollen heißt: was haben Sie dann zu fürchten? Ob er will, das können Sie ja mit jeder Minute erfahren, und so wäre selbst die erste Nachricht überflüssig gewesen, wenn ich nicht hätte fürchten müssen, Ihre Herzen wären zu einfach, zu schön, um je fürchten zu können, daß die Leidenschaft, die schöne Leidenschaft des Herzens, einen grausamen Weg gehen könnte.

„Wie dem auch sey, mein alter, ehrwürdiger Freund, so werden Sie mich von jetzt an seltener sehen. Ich rechne auf Ihr Verschweigen meiner Neigung gegen Röschen. Es gibt Augenblicke, wo

man sich selbst ein ganz rücksichtloses Vertrauen schuldig ist, es mag dem Herzen noch so schmerzlich seyn. Eine solche Stunde war diese."

Er kehrte mit mir um, er blieb den Mittag bei uns. Er war gleich freundlich mit Allen. Nach Tische ging er und kündigte uns eine lange Reise an, die er heute noch anfangen müßte.

„Eine lange Reise?" rief Röschen, mit Augen, die sich benetzten. „O Herr Nachbar, Sie haben uns an Ihre Besuche so gewöhnt, wie an das Tageslicht. Wenn ich Sie sehe: so habe ich den Muth zu allem, was mir das Schwerste scheint; und fehlen Sie mir: so ists, als wäre ich ohne Rath, ohne Schutz und ohne Muth."

„Desto besser," sagte er lächelnd — „desto besser, Röschen. Man muß sich nie abhängig machen, es sey, wovon es wolle. Und dann werden Sie mich desto froher empfangen, wenn ich zurückkomme."

Er ging wirklich; obgleich ihn Röschen sehr angelegentlich bat, noch die Nacht zu bleiben, und sogar ihm zuletzt

halb und halb gestand, sie bedürfe seines Rathes in einer wichtigen Angelegenheit ihres Lebens.

„Ueber das, was recht ist, dürfen Sie nie zweifelhaft seyn, liebes Röschen,“ sagte er — „das wissen Sie; und was die Klugheit gebietet, das wird Ihnen Ihr Vater, und Ihre eigene Vorsicht sagen. Ich habe in der That nicht eine Stunde Zeit.“

Er ging. „Mir ist es lieb,“ sagte meine Frau — „daß er geht. Was er Dir gerathen hätte, Röschen, weiß ich.“

„O Mutter,“ rief sie, heftig und begeistert — „muß ich an der Treue dieses Mannes zweifeln: welchen Glauben kann ich dann an die Versicherungen des Amtsraths haben! O Mutter, Mutter, machen Sie mich nicht ungewisser, als ich ohnehin bin!“

Ich sagte nichts zu diesem Gespräche. Seine Entdeckung lag mir auf dem Herzen, und so bald ich meine Frau allein ha-

ben konnte, theilte ich sie ihr mit. Nur seine Liebe zu Röschen verschwieg ich.

„Eifersucht! bloße Eifersucht! das sieht ein Blinder. Woher will der Bettler wissen, was in des Ministers Herzen und Hause vorgeht? Er will den Amtsrath hier aus dem Hause los seyn, weil er Röschen gern selbst haben möchte. Das ists."

„Frau, er ist ein redlicher Mann, das soll mir so wenig ungewiß werden, als Röschen."

„Das ist er! das kann er dabei seyn. Wenn man liebt, lieber Herrmann, so ist alles möglich. Ich hatte meinem Kuckuksbräutigam so ernsthaft eine ewige Treue gelobt, und da ich Dich sah, da brach ich alle meine Eide. Und war ich nicht ehrlich? Warst Du es nicht, als Du meinen Ring von Deinem Finger zogst? Er glaubt das, weil er liebt! Er hat ein Wörtchen erzählen gehört, und macht aus dem Floh einen Elephanten. Auch, lieber Herrmann, wollen wirs nicht in den Wind schlagen. Gott soll uns bewah-

ren! Wir wollen ehrlich mit dem Amtsrath zu Werke gehen; aber daß das Eifersucht ist, das ist wahr!"

„Freilich, das ist wahr!" Wir stimmten Beide ein, es wäre nichts als Eifersucht.

Das Examen.

Bei dem Allen beschlossen ich und meine Frau doch, den Amtsrath recht genau zu beobachten. So bald er also kam, und er kam jetzt oft, brachte meine Frau, die darin recht geschickt war, das Gespräch auf seine Familie, und wünschte ihm Glück zu der Standeserhöhung seines Vaters und seines Oheims.

Er war wie aus den Wolken gefallen. „Standeserhöhung? Wie so denn?" Meine Frau sagte dann, daß sein Vater Kammerdirektor, und sein Oheim Landschaftsdirektor geworden wäre. Er sprang mit einem heftigen Erschrecken auf, dessen Wahrheit nicht zu verkennen war. „Es

ist wahr," sagte er nach einem Minuten-langen Besinnen — „aber ich begreife auf keine Weise, wie Sie es wissen können. Denn es ist ein tiefes Geheimniß, das nur der Fürst, der Minister und meine beiden Verwandten wissen können.

Meine Frau sagte ganz gleichgültig, daß der Fremde, den er neulich bei uns gesehen, es uns gesagt hätte.

„Wer ist denn der Fremde eigentlich," fragte er begierig — „dem Sie ein so unbegränztes Vertrauen schenken?" Wir sagten, was wir wußten. Er schüttelte den Kopf.

„Herr Amtsrath," rief Röschen — „ich habe den Mann so lieb, daß ich durchaus nicht sehen kann, wenn Jemand den Kopf über ihn schüttelt."

„Das weiß ich, und eben deßhalb hätte ich Lust, den Kopf immer zu schütteln, Mamsel Röschen. Ein Mann, von dem Niemand sagen kann, in welcher Höhle oder Ruine er diese Nacht oder die morgende zubringt, der reist, man weiß nicht wohin, überall ist und nirgends, al-

les weiß, und den Schein hat, sich um gar nichts zu bekümmern, ein Mann — der —"

„Der eine Seele hat, rein wie das Licht, und ein Herz, stark und fest, wie die Grundpfeiler der Welt —"

„Sein Gesicht nicht will sehen lassen, und deßhalb ein Pflaster auf der einen Seite trägt, und einen Schnurrbart, und eine Perücke, die ihm das Ansehen eines Greises giebt; der — —"

Hier fuhren Röschen und Lenchen auf den Amtsrath los; „Wie? es ist also kein Feuermahl, das sein Pflaster bedeckt? Er ist nicht so alt, als er aussieht?"

„Er bedeckt irgend eine gefährliche Begebenheit mit diesem Pflaster. Und ich möchte dieses Mannes Freund nicht seyn, weil ich fürchten könnte, ich könnte ihn einmal auf dem Blutgerüste verlieren."

Hier hob meine Frau beide zitternde Arme empor, und rief: „Seht Ihr! sagte ich es nicht immer? Guter Gott! Sie haben Recht, Herr Amtsrath!"

„Nein,

„Nein, Mutter," rief Röschen — „er hat nicht Recht! und müßte der Nachbar morgen das Blutgerüste besteigen: so wollte ich, und der Vater, und wir Alle ihn begleiten, und ihm sagen: Wir lieben Dich doch, edler, guter Mensch!"

Das sagte sie schluchzend, aber mit einer himmlischen Zärtlichkeit, die uns Alle dahin riß.

„Ja, Röschen," rief ich — „ich wollte seinen letzten Gang mit ihm gehen, und müßte mein Herz darüber brechen."

„Und Du könntest ihm sagen, Herrmann," sagte meine Frau — „wir hätten ihn dennoch lieb!" Zitternd setzte sie hinzu: „Mir fällt die Predigt unsers Pastors wieder ein. O, Gott gebe, daß er nicht Recht hat!"

„Nein, liebste Mutter," sagte Röschen, vor ihr knieend — „der schwarze Taffent mag ein Feuermahl bedecken, eine ewig eiternde Beule, noch etwas schlimmers; aber ein Verbrechen bedeckt er gewiß nicht."

„Wir wollen es hoffen, mein Kind!"

„Nein, ich weiß es gewiß!" rief Röschen.

Dieser freundschaftliche Zorn hatte das Mädchen unendlich schön gemacht. Das blaue Auge funkelte in zürnenden Flammen und in zärtlichen Thränen; auf den Wangen blühete ein schöneres Roth, als selbst die jungfräuliche Schaam geben kann: das himmlische Roth des Glaubens an Tugend, des Zürnens über die Verläumdung. Die Gestalt war aufrecht, stolz, erhaben, wie die Gestalt einer Himmlischen.

Wir sahen das Alle, auch der Amtsrath. Er heftete sein Auge voll Strahlen einer unendlichen Liebe auf sie. Er sagte nicht ein Wort mehr zum Tadel unsers Freundes.

Röschen ging mit ihrer Schwester hinaus, wahrscheinlich, weil sie zu bewegt war, und mein Frau hob ihr Examen wieder an.

Sie nannte wie von ohngefähr den Namen Steuerwald. Sie fragte den Amtsrath, ob er in dem Hause des Ministers

bekannt sey. Er machte kein Geheimniß daraus, daß seine Familie mit dem alten ehrwürdigen Minister sehr genau verbunden sey, aber von der Nichte, obgleich meine Frau hundert Mal das Gespräch dahin drehete, sagte er nicht ein Wort.

Als das Examen vorüber war, ging er den beiden Mädchen im Garten nach, und wir verfaßten nun unser Urtheil.

„In Absicht der Nichte des Ministers ist er — schuldig!" rief ich; „unschuldig!" meine Frau, und zwar Beide darum, weil er ihrer gar nicht erwähnt hatte, in seinem ganzen Gespräche.

„Er hat an sie nicht gedacht, lieber Herrmann, und also ihrer nicht erwähnen können."

„Er hat zu viel an sie gedacht, und ihrer nicht erwähnen wollen, um uns nicht stutzig zu machen."

Der Punkt blieb unausgemacht, da wir sahen, es mußte doch zu einer Erklärung kommen.

Aber nun fiel meine Frau über unsern Herrn Nachbar her, woher er die Stan-

deserhöhung der beiden Brüder hätte wissen können. „Es ist mir nicht gut zu Muthe" sagte sie — „bei diesem Manne." Sie wiederholte alles, was der Amtsrath gesagt hatte.

„Siehst Du denn nicht, daß die Eifersucht aus ihm sprach, so gut als aus Hostmann? Es ist nichts als Eifersucht."

Ob ich gleich meiner Frau beigestimmt hatte, so stimmte sie mir doch nicht bei. „Ich fürchte, ich fürchte, Schleier hat die Wahrheit getroffen; denn wie könnte der junge, reiche, hübsche Mann eifersüchtig seyn auf einen alten, glatzköpfigen, von Gott gezeichneten, Bettler? Sag, wie wäre das möglich!"

„Er liebt Röschen; und, Riekchen, ich muß Dir sagen, was Du mir sagtest, der Liebe ist alles möglich. Er war eifersüchtig."

Wir beschlossen, den Amtsrath auf irgend eine Weise zu einer förmlichen Erklärung zu bringen.

Der Brief.

Es kam zu keiner förmlichen Erklärung zwischen mir und dem Amtsrath; aber zu mehr als einer versteckten. Er besuchte mein Haus, mit jedem Monat häufiger. Er spielte beständig darauf an, wie glücklich ihn diese Verbindung mit unserm ehrwürdigen Hause machte. Er hoffte, sein Vater würde ihn bald besuchen, und wir müßten ihm dann erlauben, daß er seinem Vater die Bekanntschaft mit unserm Hause, besonders mit dem so höchst interessanten, theuren Röschen verschaffen dürfte.

Bei jeder solchen versteckten Erklärung sah meine Frau mich mit einem frohen Lächeln an, und sagte mir hinterher: „Mehr kann man fast nicht verlangen für den Anfang.“ Unserm Dorfe erklärte er es hingegen ganz förmlich, daß er Röschen liebte. Denn an jedem Tage, der mit Röschen in irgend einer Verbindung stand, durch ihre sechs Taufnamen, Geburtstag und so weiter, brachte er ihr eine

sehr schöne Nachtmusik. Das konnte sie nicht hindern; aber alle seine Geschenke an Kleidern, Band, Hauben, Hüten, Arm- und Halsbändern schlug sie gerade hin aus.

„Röschen," sagte die Mutter — „bedenke doch, Geschenke machen die Sache gewisser! Was muß er denken, wenn Du alles von ihm verschmähst?"

„Nur die Liebe macht alles gewiß, kein Geschenk, Mutter." Sie blieb auf ihrem Kopfe bestehen, so fein die Art auch war, womit er seine Geschenke anbrachte.

„Warum nahmst Du von Hostmann?" fragte die Mutter empfindlich.

„Hostmann ist ein Freund, der Freund meines Vaters, unser Wohlthäter, mein Vater, mein Lehrer. Mutter, er hat für mich tausend Namen, die seine Geschenke rechtfertigen. Nennen Sie Einen Namen, der den Amtsrath berechtigte, mich zu beschenken! Er kann nur Einen Namen dazu führen —"

„Der ist?"

„Mein Verlobter."

„Er liebt Dich."

Liebhaber ist ein gefährlicher Name. Ich mußte dem Mädchen Recht geben.

Es war überall etwas Wunderseltsames an dem Mädchen. Sie war heiter, wenn der Amtsrath kam, sie behandelte ihn mit einer unbeschreiblichen Freundlichkeit; aber sie hielt ihn in einer Entfernung, die Niemand merkte, als er allein.

Sie ging mit ihm um das Dorf, in das Wäldchen am Dorfe, spazieren, aber Lenchen war ihre beständige Begleiterin. Sie ging durchaus nicht allein mit ihm; und traf er sie zufällig allein: so saß nach zehn Minuten ein junges Bauermädchen von zehn Jahren, das oft in unserm Hause war, und Röschen von Herzen liebte, zu ihren Füßen, und ließ sich von ihr eine schwere Nätherei zeigen. Und das Kind war nicht wegzubringen.

Er bat in unserer Nähe Tanzgesellschaften zusammen; aber Röschen war nicht zu bewegen, dabei zu seyn. „Du stößt Dein Glück von Dir," sagte ihre Mutter. „Ein Mädchen muß sich nicht

wegwerfen, aber die Spröden sind schlimmer noch als alle andere." Da traten Thränen in ihr Auge. Sie fiel ihrer Mutter um den Hals, und gestand ihr, daß Hostmann ihr dieses Betragen gegen den Amtsrath gerathen hätte.

„Ach, ich wollte, wir hätten diesen Hostmann nie gesehen!" rief meine Frau, voll Betrübniß. „Siehst Du denn nun, Röschen, was er will?"

„Mein Glück, nichts weiter."

„Nun was hat er Dir gerathen? laß doch hören!"

„Hier ist sein Rath, Mutter." Sie zog einen Brief aus ihrem Busen, und gab ihn ihrer Mutter.

Meine Frau machte sogleich bei dem Anblicke des Briefes eine scharfe Bemerkung über unsern Nachbar, daß er ein Narr wäre, der alles anders machte, als andere Leute. Sie hatte ein Recht zu dieser Bemerkung; er schrieb alles, was er schrieb, mit lateinischen Buchstaben. Alle seine Briefe, alle Zettel! Jeder Buchstabe war lateinisch!

Röschen hatte durch Adolphen an ihn geschrieben, und ihn um Rath wegen des Amtsraths gefragt. Zuerst hatte er ihr geantwortet, daß ein solches Verhältniß allein durch das Herz entschieden werden müßte, und daß er den Amtsrath zu wenig kenne, um überall ein Urtheil über ihn zu haben.

Ich las nun seinen zweiten Brief. Er enthielt diese Worte:

„Ich war fest entschlossen, liebes Röschen, nichts, gar nichts in einer Sache zu sagen, die wahrlich allein von dem Herzen, von der Liebe entschieden werden muß. Ihr Brief aber, liebes Kind, hat mich wahrlich tief gerührt. Ihr schönes Vertrauen zu meiner Freundschaft giebt mir die Feder in die Hand. Der Amtsrath Schleier ist ein junger, ein angenehmer, ein artiger Mann, schreiben Sie mir; ein guter Mensch, hoffen Sie; obwohl seine Theilnahme an dem Schicksale Ihrer ehrwürdigen Eltern, und Ihres Bruders, eine andere Quelle als seine Güte haben könnte. Eine Verbindung

mit ihm würde Ihre Eltern beglücken? und Sie sagen von Ihrem eigenen Herzen nichts? Glauben Sie mir, Röschen, ist er ein guter Mensch: so würde eine Verbindung mit ihm auch Sie selbst beglücken. Die Natur — Gott hat das menschliche Herz mit tausend Quellen der schönen Liebe ausgestattet; das müßte ein böses Herz seyn, das nicht einen Menschen lieben lernen sollte, der Liebe verdiente! — Die Natur ist reicher in unserm eigenen Herzen, als der eigensinnige Mensch von sich denkt.

„Mich dünkt, liebes Röschen, die Sache ist so einfach, daß Sie wahrlich keines Raths bedürfen. Daß er Sie liebt, daran zweifle ich nicht. Das Hinderniß, das seiner Liebe im Wege steht, ist ohne Zweifel seine reiche, angesehene Familie. Will er ernsthaft Ihre Hand, Röschen: so wird er eilen, seine Familie von seinen Wünschen zu benachrichtigen. Er wird dann feierlich um Ihre Hand werben.

„Willigt seine Familie nicht ein, auch dann wird er mit Ihnen reden, denn er ist unabhängig, so bald er will. Sie dürfen nur jede nähere Beziehung als der Freundschaft und des Vertrauens mit ihm vermeiden, bis er um Ihre Hand wirbt. Dann fodern Sie die Einwilligung seiner Familie, die ein Brief Ihres Vaters benachrichtigen muß, thäte es der Sohn nicht selbst.

„Ob Sie ihn wählen sollen, das muß einzig Ihr Herz allein entscheiden, oder Ihre Pflicht. Ob Sie glücklich mit ihm seyn werden? O gewiß, Röschen, so bald er ein guter Mensch ist! und ein Bösewicht wird sich Röschens scharfem Auge nicht lange verbergen können. Da haben Sie einfach alles, was ich über diese Sache denke. Ich bin ewig und unverändert Ihr treuer Freund und Herr Nachbar, Hostmann."

Es war ein wenig lächerlich anzusehen, daß meine Frau in dem ganzen Briefe nicht ein verfängliches Wort fand, was sie doch, glaube ich, wünschte. Sie mußte

gestehen, wenn er Röschen wirklich liebte, daß er dann der großmüthigste aller Menschen wäre. Denn was hätten wir machen wollen, wenn er Röschen geschrieben hätte, sie möchte diese Verbindung aufgeben, da sie keine heiße Liebe gegen den Mann in ihrem Herzen fände?

Meine Frau gab den Brief Röschen zurück, und beklagte sich nur bitter über das harte Schicksal, das uns verfolgte. Darin mußte ich ihr beistimmen. Röschen nicht. „Wir haben einen treuen, einen edlen Freund gefunden,“ sagte sie — „wie oft sagten Sie selbst, Vater, das sey die Krone des Lebens?“ Ich mußte dem Mädchen das zugeben.

Lenchen aber sagte: „Ach ein Freund, der so arm ist als eine Kirchmaus, und —“

„Der, wer weiß was, mit seinem Pflaster zu bedecken hat,“ fiel meine Frau ein.

Wir seufzten Alle, und dann trösteten wir uns mit schönen Träumen von der Willfährigkeit der reichen Familie, Rös-

chen, wenn sie sie nur einmal sähe, in ihre Mitte aufzunehmen.

„Frau Amtsräthin!“ rief Lenchen — „welch ein prächtiger Titel! Ein roth lackirter Wagen, mit zwei Engländern, einer Kammerjungfer, und Röschen, ein unschuldiges Herz dazu!“

„Das lasse mir Gott,“ rief Röschen, in einen Strom von Thränen ausbrechend — „und dann gehe es mir, wie es kann!“

Das rührte uns; aber wir faßten doch die schönen Träume wieder auf, und es gab Minuten, wo wir glücklich waren.

Der Jahrmarkt.

Lenchen meinte allein, daß Röschen es nur nicht recht anfinge mit ihrem Anbeter. „Das Leben, Röschen, besteht aus Furcht und Hoffnung. Sieh, damit, das habe ich dem Leben abgemerkt, erreicht der liebe Himmel mit dem Menschen alles, was er will. Aber der Amts-

rath da hofft nichts, und fürchtet nichts, und das ist das Schlimmste, was einem Liebhaber begegnen kann. Da muß zuletzt die Liebe, die doch das rührigste Ding von der Welt ist, endlich aus lieber Langeweile einschlafen.

„Liebte der Amtsrath mich: so hätte er schon vor seinem Vater auf den Knieen gelegen, hätte gedroht mit Weglaufen, Todtschießen und dergleichen. Heute, liebes Röschen, müßtest Du ihn anlächeln, mit Deinem Lächeln, womit Du einen durchs Feuer jagen kannst. Und wenn er nun auf den Wolken tanzte vor Entzücken, dann den andern Tag eine krause Stirn, das Auge auf die Arbeit; kaum ja und nein! das hält einen Menschen wacker und im Athem. Aber Du! Du bist immer ruhig, immer heiter.

„Und, Vater, Sie lachen; aber es ist wahr. Er hat noch kein Wort mit ihr allein gesprochen. Röschen hat immer eine Hofdame bei sich, wie eine Prinzessin, mich oder des Nachbars Kleine. Nein, Vater, ich wußte schon längst, alles, was

der Herr Nachbar schreibt, was wir wissen müssen. Und ich weiß, ich weiß," setzte sie lustig hinzu — „daß er Dich liebt, daß er es ehrlich meint. Ich weiß es."

Das Letzte konnte wohl seyn; denn Lenchen war oft mit dem Amtsrath allein im Garten. Sie war fröhlich, und sie saßen zuweilen zusammen, und redeten wer weiß wie ernsthaft mit einander.

Nun kam der Herbstjahrmarkt in Bergau, einem kleinen Flecken, drei Stunden von uns. Meine Mädchen waren immer dahin gewesen, um für uns die fehlenden Kleinigkeiten einzukaufen. Es war ihr Fest, worauf sie sich das ganze Jahr durch freueten, und wozu sie allen ihren kleinen Putz aufsparten.

Den Pfingstjahrmarkt hatte Röschen durchaus nicht hingewollt; denn der Amtsrath, als er davon hörte, hatte sich erboten, sie abzuholen. Das hatte Röschen dann zu großem Verdrusse ihrer Schwester abgeschlagen. Dieses Mal nahm Lenchen sich wohl in Acht, in

der Gegenwart des Amtsraths nicht das Wort Bergau oder Jahrmarkt zu nennen, und beide Mädchen beschlossen denn, dahin zu gehen. Ein Viertelstündchen von Bergau wohnte einer meiner ehemaligen Förster, ein sehr ehrlicher Mann, bei dem sie gewöhnlich die Nacht blieben. Er hatte noch eine alte herzliche Liebe gegen meine Kinder, und ihr Besuch war ein Fest in seinem Hause.

Er hatte sie eingeladen, da er mich einmal besuchte, und um ihr Ausbleiben in Pfingsten ihm zu ersetzen, mußten sie versprechen, zwei Nächte bei ihm zu bleiben. „Oder drei!" setzte er hinzu, da Röschen freundlich zusagte.

Der Tag kam, ein heller, schöner, warmer Septembertag. Meine beiden Mädchen, geputzt so schön, als sie es nur hatten möglich machen können, reisten ab. Ach, wir brauchten jetzt so viel von diesem Jahrmarkte, und wir konnten ihnen nur so wenig Geld mitgeben! Es war eine bittre Stunde, die aber doch versüßt wurde, durch die Schönheit der Mädchen, die

so

so frisch, so blühend, wie ein paar Rosen, vor uns standen, das künftige Vergnügen schon in den heitern Blicken und auf den lächelnden Lippen. Da gingen sie hin, als tanzten sie. Wir sahen ihnen freundlich nach.

Sie sind noch keine Stunde gegangen, da rollt ein Wagen von der Landstraße in ihren Feldweg, und eine Stimme aus dem Wagen ruft: „Halt! halt doch!" Es war der Amtsrath, der sogleich von Lenchen hörte, wohin die Reise ging, und der ebenfalls nach Bergau wollte.

Er bat die beiden Mädchen, sich seines Wagens zu bedienen. Ehe Röschen ein Wort sagen konnte, rief Lenchen mit einem kleinen Knixe: „Das nehm ich an. Denn wir sind immer, wenn wir da sind, so müde, und gehen muß man dort auch."

Röschen sah ein wenig finster aus; aber Lenchen saß schon auf dem weichen Polster des Wagens. Sie mußte einsteigen, und der Wagen rollte dahin. Röschen

erklärte, daß sie vor Bergau wieder aussteigen würden, weil sie dem Förster ihren Besuch auf den Abend ankündigen müßten. Aber Lenchen widersprach, und berief sich darauf, daß es der Förster recht wohl wisse, daß sie am Abend kommen würden.

So ging es denn nach Bergau im vollen Trabe. Der Wagen hielt vor dem Wirthshause, die Mädchen stiegen aus. Der Amtsrath zog sie in das Haus, Röschen mochte sich wehren, so viel sie wollte. Das Haus war mit Fremden angefüllt, unter denen Lenchen sogleich unsers Predigers Töchter erkannte, die wie ein paar reiche Mädchen gekleidet waren, höhnisch lachten, so bald sie meine Töchter erblickten, und glühend roth wurden, da sie den Amtsrath in ihrer Gesellschaft sahen.

Lenchen bemerkte, daß die Mädchen mit andern, und mit jungen Männern zischelten, die alle die Blicke auf die beiden blöden Mädchen hefteten. Aber sie mußten aushalten in dem Fegefeuer dieses Zi-

schelns, dieser höhnischen Blicke und dieses Kicherns. Der Amtsrath war verlegen, das merkte Röschen. Er schien sich von ihnen ein wenig abzusondern.

Aber Lenchen zupfte ihn, und bat ihn, sie aus dem Saale auf die Wiese zu führen, wo der Jahrmarkt war.

Er ging mit ihnen, und Röschen bat ihn, nun ja seine Geschäfte zu verrichten, und sie sich selbst zu überlassen, was er denn auch mit einer Art von Verlegenheit, und gern annahm.

Meine Mädchen gingen nun fröhlich auf die Wiese, in das Getümmel der Käufer und Verkäufer hinein. Sie waren noch nicht lange Arm in Arm da umher gegangen, als ihnen zwei junge Leute entgegen traten, mit dem frohen Ausruf: „Aber ein paar allerliebste Mädchen! Was wollen Sie denn einkaufen, meine Schönen? Kommen Sie, wir wollen Ihnen handeln helfen!"

Meine Mädchen erröthen, thun, als hören sie nicht, wenden um, und finden nach zehn Schritten die beiden Herren

wieder in ihrem Wege. Lenchen flüstert ihrer Schwester zu: „Sie waren bei Pastors Elisabeth. Das ist angelegt.“

Die beiden Herren lassen ihren Raub nicht fahren. Sie verfolgen die Mädchen Schritt vor Schritt. O wie viel hätten sie für einen Mann gegeben, der ihr Schützer gewesen wäre! Da sieht Lenchen den Amtsrath nahe bei ihnen stehen an einer Bude mit einer prächtig gekleideten Dame. Sie zieht ihre Schwester nach der Seite hin. Sie stehen neben ihm, neben ihm sagen die jungen Herren: „Wir lassen sie nicht eher. Sie müssen uns einen Jahrmarkt schenken!“ Und der Amtsrath sieht es, erröthet, sein Auge funkelt. Er macht mehrere Bewegungen, als wollte er seine Dame verlassen. Lenchen wendet das bittende Auge auf ihn.

Die Dame sieht die Mädchen an, und sagt lächelnd auf französisch: „Mich dünkt, es sind doch Ihre Bekannte; denn da stehen die beiden Mädchen ja an Ihrer Seite schon wieder!“ Und der Amtsrath ant=

wortet französisch: „Es sind die Töchter eines braven armen Landmannes, die wenigstens nicht verdienen, daß sie geneckt werden. Erlauben Sie einen Augenblick nur, meine Gnädige!“

„Mein Gott, wollen Sie mich aussetzen, der Mädchen halber? Ich muß Sie ersuchen, ruhig zu bleiben.“

Der Amtsrath wirft einen Blick voll Mitleiden auf die Mädchen, zuckt die Achseln, und geht weiter.

Die beiden jungen Herren, die sich zurückgezogen haben, so bald sie meine Mädchen unter dem Schutze eines Mannes sahen, fangen ihr grausames Spiel wieder an. „Nun denn, was wollen Sie denn einkaufen, meine schönen Kinder?“ fragt der Eine von ihnen. Eine bekannte Stimme hinter den Mädchen antwortet: „Wollen Sie ein paar unverschämte Narren einkaufen? die stehen vor Ihnen, lieben Mädchen!“

Es ist die Stimme des Herrn Nachbars. „Ach Gottlob! Gottlob!“ rufen

Beide, und hängen sich, Jede sogleich an einen Arm.

„Meinten Sie uns, mein Herr?" fragte der eine der jungen Herren.

„Ja, Kinderchen, ja," antwortete Hostmann ruhig — „ich meinte Euch, ein edles Paar Narren, in Männerkleidung."

„Wer sind Sie denn?" fragt der Fremde, sich aufblasend.

„Gerade Manns genug, um so einen Windschlauch zusammen zu drücken." Er faßte seinen derben Knotenstock und hob ihn zur Hälfte empor.

„Komm, Brüderchen," sagte der Andere, französisch — „der Kerl ist nicht werth, daß Du ein Wort an ihn verschwendest."

„Mag seyn," antwortete Hostmann, französisch — „ich höre an dieser Sprache, daß Sie sich zu gesitteten Leuten zählen, und so ist mirs lieb, daß ich in einer Sprache, die hier Keiner versteht, als wir, sagen kann, daß Sie sich Beide gegen diese Mädchen so vergangen

haben, daß ich ein Recht hätte, Sie zu behandeln, wie man Menschen vom Pöbel behandelt."

„Laß uns gehen, Brüderchen! hier setzt es sonst Schläge," sagte der Andere wieder, italiänisch.

Hostmann antwortete italiänisch: „Folgen Sie dem Rathe des Propheten."

„Ich hoffe, Sie heute noch zu sprechen,' antwortete der Erste, finster, bückte sich und ging.

Meine beiden Mädchen hüpften nun an Hostmann empor auf beiden Seiten, mit dem Entzücken der Freude, daß sie unter dem Schutze eines Mannes wären. Röschen äußerte ihm ihre Besorgnisse vor den Drohungen des Einen. Hostmann lächelte.

„Ein schlechter Mensch hat nie Muth," sagte Lenchen.

„Das ist ein Sprichwort, Lenchen, wie viele tausend andere, was nicht wahr ist. Ich könnte sagen: ein Schurke hat mehr Muth, als ein Tugendhafter; denn er muß mehr wagen, der Tugendhafte

wagt fast nie. Er ist nur entschlossen, und immer für das Eine, das Gute."

„Aber der Amtsrath," sagte Lenchen, und erzählte Hostmannen. Dazu sagte Hostmann kein Wort, nicht böse, nicht gut.

Nach einer Stunde fand der Amtsrath meine Mädchen mit Hostmann an einer Bude. Er erstaunte, unsern Nachbar bei ihnen zu finden. Er kündigte meinen Mädchen an, daß er seit einer Stunde die beiden schlechten Menschen aufsuchte, um sie für die Beleidigungen, die sie meinen Mädchen angethan hätten, zu bestrafen.

„Sie würden nur den Ruf Röschens und Lenchens aussetzen, Herr Amtsrath! Die beiden Thoren sind bestraft genug." Er gesellte sich zu ihnen. Er bot Lenchen seinen Arm; aber Lenchen sagte: „Herr Amtsrath, ich bleibe bei dem Manne, der mich geschützt hat." Röschen gab ihm ihren Arm, und so kam der Mittag heran.

Die Dame, die der Amtsrath geführt hatte, war abgereist, erzählte der Amtsrath; und Lenchen rief ihm zu: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, Herr Amtsrath!“ Sie war nicht wieder zu versöhnen. Sie ging mit Hostmann, trotz seiner Perücke, seines Pflasters, was die Blicke aller Menschen auf sich zog.

Der Amtsrath bat die Mädchen und Hostmann im Wirthshause zu Tische. Röschen bat ihn, sie zu verschonen. Sie scheue neue Neckereien.

„Unter meinem Schutz?“ sagte der Amtsrath, bittend.

„Ich halte Röschens Bitte für billig,“ meinte Hostmann. Sie lagerten sich also unter einer Linde auf der Wiese. Hostmann hatte in einem Augenblick einen kleinen Tisch angeschafft, und ein gutes Gericht mit einer Flasche Wein.

Sie aßen unter dem Getöse der frohen Menschenmasse, unter der Musik der Kindergeigen, Trommeln, Pfeifen, unter dem Gelächter der kleinen Gesellschaf-

ten, die sich rings um sie her lagerten, und aßen und tranken.

Meine Mädchen konnten nicht genug erzählen, welch ein fröhliches Gelag sie da gefeiert hätten; sogar hatte Hostmann den Mittag doppelt so viel Wein getrunken als immer. Der Amtsrath hatte, um die Freude zu vermehren, Champagner gebracht.

„Wir lebten wie Reiche, Vater," sagte Lenchen — „oder wie Götter. Unser Herr Nachbar war der Gott der Freude und der Musen zugleich. Er gab dem Gespräch Leben, Witz, Unterhaltung; Röschen war die Weisheit; sie benetzte nur die Lippen mit dem Weine. Ich war wie immer, Vater, die Nymphe des Lachens; und der Amtsrath — ich vergab es ihm, daß er uns verleugnet hatte — so unbefangen, zeigte er seine Liebe gegen Röschen. — Nun, Röschen, hat er nun deutlich gesprochen?"

„Deutlich?" fragte Röschen, mit großen Augen. „Er hat mich verleugnet."

„Das that Petrus auch, und wurde der Fürst der Apostel, Schwester."

Nun erzählte Lenchen, wie er in Hostmanns Gegenwart — „bemerken Sie das wohl, Vater, in Hostmanns Gegenwart — und der sieht aus, als grübe er jedes Wort in diamantene Tafeln — in Hostmanns Gegenwart sagte er: wie froh ist dieser Tag, Röschen! aber ich hoffe zu allen guten Mächten der Liebe, es sollen noch schönere kommen! O wollte doch mein gutes Gestirn, liebes Röschen, daß ich dann mit Ihrem edlen Freunde Ihr Vertrauen, Ihre Freundschaft theilen könnte! o gäbe das Glück —"

„Was sagte denn Hostmann, Lenchen?" fragte meine Frau, eifrig.

„Mütterchen, er nahm sein Glas und trank die Gesundheit: Gott erfülle alle ächte Wünsche der Liebe!"

„Und was machte Röschen?"

„Sie goß weder Oel noch Wein in die Wunden des armen Amtsraths. Sie stieß

mit Hostmann an auf seine Gesundheit."

„Ich wollte, der Hostmann säße sonst wo!" rief meine Frau, bitter.

„Mutter," sagte Röschen — „sein Muth, seine Freundschaft hatte eben Ihre Tochter aus der schweren Folter der Beschimpfung gerissen, und der Amtsrath — verleugnete uns."

Meine Frau gestand das, da wir in sie drangen. Aber es blieb in ihrer Seele ein Verdruß sitzen, auf unsern Freund, den wir nicht überwinden konnten.

Sie vertheidigte den Amtsrath, Lenchen vertheidigte ihn. Ich selbst — es war aber Niemand, der ihn angriff. Ob wohl Röschen die That unsers Herrn Nachbars zu hoch rechnete?

Kurz, wir fingen an, auf eine Erklärung des Amtsraths zu hoffen, die sein nächster Besuch fast zur Gewißheit erhob. Er erzählte mir und meiner Frau, daß seine Familie so halb und halb schon eine Verbindung für ihn in der Residenz geschlossen hätte — Meine Frau erblaßte,

da er so anfing — „die mich aber," fuhr er fort — „zu dem Unglücklichsten aller Menschen machen würde. Nein," rief er, meiner Frauen Hand küssend — „mein Vater liebt mich. Ich bin sein einziger Sohn! Er muß meinen theuersten Wunsch erfüllen! er muß! er soll! Ach wüßte ich, wie ich das weiß, daß mein Vater in mein Glück willigen wird, wüßte ich alles andere so gewiß! O wüßte ich, ob — ich hoffen kann, glücklich zu werden; ob eine gegenseitige Neigung —"

Meine Frau sah mich an, aber ich hielt mein Gesicht so gleichgültig, daß kein Prophet von meinem Gesichte hätte etwas lesen sollen. Doch sagte sie lächelnd: „Wer würde Ihnen sein Kind abschlagen, Herr Amtsrath?"

Da bedeckte er die Hand meiner Frau mit Küssen. Und nun war auf einmal alles verwandelt. Er wendete sich, als die Mädchen kamen, mit einer zärtlichen Freimüthigkeit, mit einem leidenschaftlichen Ungestüm an R ö s c h e n.

Röschen erröthete, sie sah mich, dann ihre Mutter an. Guter Gott! ich hatte die bittern Leiden der Armuth so lange, so schmerzlich getragen. Der Augenblick näherte sich, der uns wieder in den vorigen Glanz unsers Ueberflusses versetzen mußte, wenn nicht uns, doch eine von uns, und gerade das Geliebteste unserer Kinder.

Wie konnte ich anders! Ich machte meiner Tochter mit einem anfeurenden Lächeln Muth; meine Frau mit Winken, mit Lächeln, mit ein paar scherzenden Worten.

Der Amtsrath bat Röschen um einen Spaziergang. Sie war auf dem Wege, ihn abzuschlagen; aber meine Frau brachte ihr ihren Sonnenhut, und schickte Lenchen in die Küche. Sie mußte allein mit ihm fort.

„Nun haben wir, Gottlob! schwarz auf weiß!“ rief meine Frau, da alles hinaus war.

„Schwarz auf weiß?“ sagte ich, betrübt — „das gebe Gott nicht!“ Ich hatte

heute einen Trauerbrief von dem Tode eines meiner Verwandten empfangen mit einem schwarzen Rande und Siegel. Das fiel mir ein. Ich zeigte auf den Brief.

„Wir treiben so eifrig, liebes Riekchen, und Du weißt, was unser Herr Nachbar immer sagt, daß —"

„Unser Herr Nachbar, und immer unser Herr Nachbar! Seit wir ihn kennen, lieber Herrmann, ist es, als träte das Unglück immer auf unsere Fersen."

„O Frau," rief ich, übermannt von Schmerz über diese Ungerechtigkeit — „ist nicht Röschens höchster Reiz sein Werk? Ist nicht unserer Söhne Glück sein Werk? Was wären wir ohne ihn? Und sage, Herzens-Riekchen, was wären wir?"

Meine Frau fing an zu schluchzen. „Ach," rief sie — „die Armuth ist gar zu bitter; und die Verachtung des Predigers! O laß uns glücklich seyn!"

„Sind wir es denn nicht? O stoß nur die Hand des Freundes nicht von Dir, Riekchen!"

„Er liebt Röschen, und —"

„Er liebt sie, ja! aber Du siehst ja, steht er ihrem Glück im Wege?"

„Er wird es, sage ich — denn Liebe ist Liebe. Und das Mädchen — o Du weißt das nicht! Ich könnte sagen, sie liebte ihn wieder; Du weißt nicht, was in dem Herzen Röschens vorgeht."

„Da irrst Du. Sie achtet ihn."

„Sie achtet den Amtsrath nicht."

„Aber Sie kann ihn lieben, und Liebe ist Liebe, Riekchen.

Wir hatten uns Beide erweicht, wir drückten uns die Hände, gewiß mit reiner Freundschaft; aber gebessert war nichts.

Röschen kam diesen Abend noch zu mir, als ich im Garten die Arbeit nachsah. Sie faßte meine Hände. „Hat der Amtsrath gesprochen, Vater?" fragte sie, bestürzt — „ich muß es glauben."

„Bestimmt nicht; aber deutlich genug, daß er Deine Hand will."

„Liebster Vater, er gefällt mir, aber ich liebe ihn nicht."

„Denk an Hostmanns Brief!"

„Ach,

„Ach, ich denke zu sehr daran! Aber, Vater, der Amtsrath hat mich verleugnet!“

„Gutes Kind, wenn —“

„Wenn er mich wieder verleugnete, wenn ich seine Frau wäre, und dann auf immer?“

„Wir haben ja Zeit, Röschen, ihn besser kennen zu lernen!“

Hoch und tief.

Die Zeit, ihn näher kennen zu lernen, hatten wir nicht; denn Glück oder Unglück übereilte uns. Er kam zwar jetzt fast jeden zweiten Tag. „Wie das kalte Fieber! hoffe ich, Vater!“ sagte Lenchen, auf Röschen anspielend — „das mit Frost anfängt und dann mit Hitze endigt.“

Meine Frau fing nun an, großzuthun. Sie übernahm es, den Amtsrath um seine Absicht bestimmt zu fragen. Wir gaben ihr Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn,

und aus ihren leuchtenden Augen und der angenehmen Röthe ihrer Wangen schloß ich, daß die Antwort entschieden gewesen seyn mußte.

Er hatte seine Liebe, seinen Wunsch, Röschens Hand zu erhalten, erklärt, ganz bestimmt erkärt, sogar erklärt, daß er auf seines Vaters Einwilligung fest rechnen könnte, daß allein sein Oheim das Hinderniß wäre, das freilich nicht auf einmal aus dem Wege geräumt werden könnte. Eben deßhalb wünschte er, daß die Sache noch verschwiegen gehalten werden möchte. Er hatte sogar meiner Frau einen Brief seines Vaters gezeigt, worin sie die Worte gelesen hatte: „Ich sehe noch große Hindernisse Deinem Wunsche entgegen stehen, mein Sohn, aber Du bist mein Sohn. Wir werden ja sehen.“

Die Hand des Vaters kannte meine Frau aus andern Briefen.

Diese Erklärung beglückte uns Alle, nur nicht Röschen. Alle ihre Antworten waren Seufzer, waren Besorgnisse. Sie willigte zwar ein, aber sie bat ihre

Mutter flehentlich, die ganze Sache gehen zu lassen, wie sie gehen könnte.

Meine Frau versprach das mit hoher Freude; aber wie hätte sie Wort halten können! Unsere Verbindung mit dem Amtsrath wurde alle Tage inniger. Wir besuchten ihn auf seinem Gute in seinem Wagen. Meine Frau und Lenchen saßen lächelnd und aufrecht an den Fenstern des Wagens, Röschen und ich — ich wollte wetten, von gleichem Gefühl getrieben — lehnten uns in die Winkel, um nicht gesehen zu werden.

Ich konnte nicht ein Wort dagegen haben, da meine Frau für unser Haus eine gänzliche Veränderung verlangte, und für unsere Kleidung dazu. Alles, was noch da war an überflüssigen Kostbarkeiten, die Sparbüchsen meiner Kinder, ach, noch aus den bessern Zeiten, die heiligen Denkmähler unserer Liebe, die Eine Schnur Perlen von den Dreien, die mein Vater meiner Braut selbst umband, und die ich mich scheute anzugreifen, weil sie

mein Vater so hoch hielt: — sie waren von seiner Mutter — alles ging fort.

Guter Gott, ich hatte geschworen, diese eine Schnur meinen Töchtern zu hinterlassen. Meine Frau brachte sie hervor, sie wußte ja nicht genau, wie theuer die Perlen mir waren. Sie legte sie mir zur Schau dahin, ohne sie zu fodern. Da sagte ich: „Nimm sie nur, liebes Riekchen; und hängt diese Begebenheit und das Schicksal dafür nur eine Thränenperle der Freude in Dein Auge: so will ich sie gern vergessen."

„Nein," rief sie, großmüthiger als ich — „nein, Gott soll mich bewahren!" Sie legte die Perlen wieder in das Schmuckkästchen neben den Ring, den ich ihr zum Mahlschatz geschenkt hatte. Dann fiel sie freudig in meine Arme, und rief: „Laß alles so bleiben, wie es ist! Es ist gut so, Herrmann!"

Da nahm ich die Perlenschnur, den Ring, mit den Worten: „Laß uns nicht knickern mit dem Glück unserer Kinder! Sieh, Riekchen, das Schicksal lasse

mir nur den Ring von Drath mit Deinem Namen, und Deine Liebe, und unsre Unschuld!"

Ich nahm den Ring von Drath, ich drückte ihn an meinen Mund; und dann nahm ich meine Frau an mein Herz.

„O welche süße Minuten hat der Schmerz für den armen Menschen!"

Meine Frau wollte durchaus nicht einwilligen. Ich verkaufte alles heimlich, und gab ihr das Geld.

Genug war es nicht. Ich borgte noch ein Kapital von zwei hundert Thalern, mit einem frohern Herzen, als ich selbst dachte, und nun kam nicht die alte Pracht, aber doch ein Schein davon wieder in unser Haus. Wir saßen wieder hinter weißen Musselinvorhängen. Wir hatten ein Sofa. Meine Frau war wieder gekleidet, wie ehemals die Oberförsterin. Die Mädchen hätten jetzt nicht vergebens mehr den Schutz des Amtsraths aufgefodert; so waren sie gekleidet.

Mein Adolph, der auf ein paar Tage bei uns war, mahlte unser Wohn-

zimmer ganz hübsch aus. Wir hatten ein anderes Zimmer zum Eßzimmer gemacht, wenn wir mehrere Gäste hatten.

Die Bauern des Dorfes sagten, als sie die neuen Meubles, das gemahlte Zimmer, und den Putz meiner beiden Mädchen sahen, wie vorher von Pastors: „Der Amtsrath kommt zu Oberförsters Röschen!“ Aber Gottlob, Röschen trug den Kopf nicht zwei Zoll höher, wie Elisabeth; sondern sie war demüthiger geworden, und sorgender als vorher.

Wir fuhren zwar in einem schönen Wagen; aber wir traueten uns nicht in die Kirche; denn die Predigten des Geistlichen waren lauter spitzige Pfeile, die durch unser Herz drangen.

Das Evangelium am zwei und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis von der königlichen Hochzeit, das nach dem Herbstmarkte einfiel, und das wir anhörten, hatte er für uns bearbeitet. „Freund,“ rief er — „wie denkst Du auf eine Hochzeit, und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?“ Er schilderte unsere Armuth so tref-

fend, und unsere Hoffnung auf eine reiche Hochzeit, und wendete das Heulen und Zähnklappen so bestimmt auf meine Familie an, daß die ganze Gemeine ihre Blicke auf uns richtete.

Diese Predigt hatte gewiß einen großen Einfluß auf die Reformen meiner Frau. Vierzehn Tage nach dieser Predigt gingen wir wieder in die Kirche; aber meine Frau hatte dafür gesorgt, daß wir dieses Mal Alle in hochzeitlichen Kleidern erschienen. Es war das Evangelium von der brüderlichen Versöhnung. Wie mag der Mann an diesem Tage, dachte ich, seinen Dolch durch das Herz eines Bruders stoßen! und ging muthig hinein, und trieb auch meine Familie an, hinein zu gehen. Aber dieses Mal, ach, dieses Mal hatte er seinen Pfeil in eiterndes Gift getaucht. „Und als der König anfing, zu rechnen," rief er — „kam ihm einer vor, der war ihm zehn tausend Pfund schuldig, und da er es nicht hatte, zu bezahlen: wurde verkauft Weib und Kind und alles, was er hatte."

Er zeichnete nun meine Familie so genau, als ob wir ihm zu seiner Predigt gesessen hätten. Er stieß nicht, was er wollte, seinen Giftpfeil durch mein Herz, da er erzählte, wie der Mensch Schulden mache, um sich zu kleiden wie die Reichen, um Zimmer ausmahlen zu lassen, um auf Stahlfedern zu sitzen, was alles das Unglück der Frau und der Kinder zuletzt bezahlen müßte; nein! seine Stimme klang mir wie die Stimme eines Propheten. Ich fühlte die Wahrheit seiner Predigt, so giftig sie war, und ich ging mit einer Schuld auf dem Herzen demüthig nach Hause.

Meine Frau hatte einen Triumph erfechten wollen mit ihrem Putz, und — wir beschlossen, auf einige Zeit meines Vaters Predigtbuch von Röschen vorlesen zu lassen, und die Kirche zu versäumen. Meine Frau versparte alle ihre Triumphe bis auf den Hochzeitstag Röschens. „Aber dann!" rief sie, die Hände zusammen schlagend.

„Liebes Kind,“ sagte ich — „er geht unbarmherzig mit uns um. Aber er rechnete auf den Amtsrath für seine Elisabeth. O Frau, laß uns verzeihen und lieben! Wir wollen von ihm lernen, und demüthig seyn, und keine neuen Schulden des Hasses, der Rache machen, die das Unglück oder der Tod wie ein harter Mahner gewiß von uns einfodert. Es ist schlimm genug, daß wir die Wahrheit nicht hören dürfen, weil sie uns wehe thut.“

So tranken wir den Freudenbecher unserer Veränderung nicht ohne den Tropfen Wermuth, den die Natur ja in jede Freude mischt. Lenchen und meine Frau fuhren, wenn sie allein fuhren, jedesmal vor der Pfarre vorüber. Ich und Röschen mieden diesen Weg, so viel sich es thun ließ.

Unsre Hoffnung stieg immer höher, unser Glück trat uns immer näher. Der Amtsrath war ganz Liebe, ganz Zärtlichkeit.

Es war, als ob unser Herr Nachbar die Wünsche meiner Frau wußte; denn er kam gar nicht mehr, obgleich seine Fahne auf seinem alten Raubschlosse, das er gegen den Herbst wieder bezogen hatte, hoch empor wehte. Röschen ging heimlich, hing ihre rothe Schürze zum Fenster hinaus, um ihm einen guten Morgen zu wünschen. Aber seine Fahne wurde nicht weggenommen. Er kam nicht.

Die Briefe meiner Söhne waren voll von ihm. Er besuchte sie, einen um den andern, und sein Besuch war ihnen ein Feiertag. Ach, das alles rührte uns, am meisten Röschen. Sie hatte nicht das Herz, den Wunsch, der auf ihrem Herzen lag, zu sagen, daß sie ihn wohl einmal wieder sehen möchte. Endlich, endlich, da der Amtsrath sie sehnlich bat, mit ihm einem Ball in der Nachbarschaft beizuwohnen, und meine Frau mit Gewalt darauf drang, sie sollte dem Amtsrath zusagen: da machte sie die Bedingung, sie wollte es, wenn wir Hostmannen in seinem Raubschlosse besuchen würden.

Meine Frau willigte ein mit der Bedingung, daß der Amtsrath uns begleiten müßte, und daß Röschen sich den Tag kleiden sollte, wie ihre Mutter angäbe.

Das geschah. Meine Frau sagte mir: „Es ist mir lieb, Herrmann. So können wir dem armen Menschen mit einem Male alle Hoffnung auf Röschen nehmen.“

„Alle Hoffnung? alle? alle Hoffnung? O Rieckchen, bedenkst Du auch, was alles in diesen zwei Worten liegt? Röschen will hin, um dem Mann zu zeigen, wie sie ihn liebt, und Du willst hin, um ihm alle Hoffnung zu nehmen?“

Aber es war nun nicht anders. Wir fuhren dahin, mit aller Pracht, die wir hatten zusammen bringen können. Der Amtsrath ritt neben unserm Wagen her, in einem rothen, mit Golde gestickten, Kollet, in der That ein Mann, der wohl eines jungen Mädchens Blicke auf sich ziehen konnte. Wir Alle waren in unserm höchsten Staate, besonders Röschen.

„Wenn wir ihn nur zu Hause treffen,“ sagte ich, fast voll Lust, ihn nicht zu treffen. Denn er jammerte mich, so oft ich einen Blick auf Röschen warf. Sie trug auf den blonden Locken der Stirn ein Bouquet von Klatschrosen, ein Geschenk des Amtsraths, das dem frischen Gesicht, auf dem die schöne Glut der heutigen Freude wiederstrahlte, einen fast himmlischen Reiz gab. Ihr Kleid von schwarzer Seide, eng und schön gemacht, hob die weiße Farbe ihres Gesichts, ihre schlanke, feine, hohe Figur. Sie war einer hohen Göttin gleich. O wenn er sie so sah, so schön, (und diese Schönheit war ja wieder die Gewißheit, daß sie eines Andern war,) dazu in Gesellschaft des Amtsraths! O armer, armer Hoftmann! warum gab dir die Natur zu deiner schönen Seele, zu deiner Tugend, zu deiner Liebe, nicht Jugend, nicht ein Gesicht, das keines Pflasters bedurfte! O warum mußte der Beste der Menschen so unglücklich seyn! warum! „Wenn wir ihn nur zu Hause treffen!“ sagte ich —

„um meinen Zweifel bestätigen zu hören."

„Wir treffen ihn gewiß, Vater," sagte Röschen versichernd. Ich mußte mein Gesicht von dem Mädchen abwenden.

Wir waren mit dem Tage ausgefahren, und so waren wir um zehn Uhr an dem Fuße seines Berges. Hier mußten wir aussteigen, und Hostmann kam uns schon entgegen. „O um diese Stunde mochte ich Sie nicht bitten," sagte er, um meinen Hals mit einer hohen Freude fallend. Er gab meiner Frau den Arm, sie hinauf zu führen nach seiner Ruine.

Er hatte unsern Besuch gewußt, das sahen wir aus den Zubereitungen, die er getroffen hatte. Ein Frühstück aus dem schönsten Obste, und dem ältesten Wein, mit Kaffee, erwartete uns unter einer tausendjährigen Eiche, und der Felsen war mit den schönsten Blumen in Töpfen mahlerisch besetzt. Besonders fiel mir eine Felsenbank ins Auge, auf der er, als wir zum ersten Male hier waren, mit

Röschen den Morgen gesessen hatte. Es waren in dem Felsen Kessel gehauen, und in diesen Kesseln wuchsen die schönsten Blumen und Gesträuche, und machten diesen Sitz zu einem Blumenthron. Von diesem Felsensitz gingen, wie von einem schönen Mittelpunkte, Blumen, Gesträuche auf Beeten in schönen Formen aus, und machten den Theil des Felsens umher zu einer wunderschönen Parthie. Ich wußte mich genau zu erinnern, daß er hier auf dieser Bank mit Röschen gesessen hatte, während wir Andern vor dem Tubus standen. Ich hörte, da ich mich nach ihnen umdrehte, daß er Röschen sagte: „Der Sitz soll nach Ihrem Namen heißen, wenn Sie freundlich bleiben.“

Von diesem Sitze hatten meine Söhne nie etwas gesagt, als im allgemeinen hatten sie von Hostmanns Blumenliebe geredet, die seine Felsen verschönert hätte. Der Sitz war so sichtlich der Mittelpunkt des Schönen hier geworden, daß er Jedem in die Augen fallen mußte. „Unge-

mein schön!" sagte der Amtsrath, den Sitz betrachtend.

„Der war noch nicht, als wir hier waren," sagte meine Frau. Röschen, die ich verstohlen im Auge hatte, erröthete wie eine Braut, die den Geliebten auf einem schönen, zärtlichen Herzpochen ertappt.

Hostmann sagte kalt: „Der Sitz verdient es auch; denn er beherrscht den schönsten Theil der Aussicht."

Röschen erröthete noch mehr; sie wendete sich ab wie zu der Aussicht.

Wir frühstückten, als wäre unser Wirth der reichste Mann.

„Aber mein Gott," sagte meine Frau, jetzt ihren Blick bald auf ihn, bald auf Röschen richtend — „wie haben Sie gewußt, daß wir kommen wollten?"

„Das habe ich ihm vorgestern wissen lassen," fiel Röschen schnell ein.

Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß die Telegraphie zwischen Hostmann und Röschen in einem sehr guten Zustande war. Eine weiße Schürze, aus

dem Bodenfenster gehängt, zeigte an, daß ihn Jemand von uns besuchen würde, und zwar in wenig Tagen.

Ein Tuch von anderer Farbe zeigte den Tag an. Der Amtsrath machte große Augen, und meine Frau bereute ihre Frage, und ihre krause Stirn zürnte mit Röschen, wegen ihrer Antwort, und mit Hostmann.

Aber in Hostmanns Gegenwart konnte keine krause Stirn lange aushalten, und vor Röschens schmachtend-bittenden Blicken eben so wenig. Wir durchsuchten nun mit noch mehr Freude und Ruhe seinen Pallast. Die Mädchen, daran gewöhnt, alles mit Hostmannen zu thun, was ihnen gut schien, durchsuchten alles wie neugierige Zollbediente. Der Amtsrath half ihnen, und mit einer Neugierde, welche die der Mädchen noch weit übertraf.

So verging die Zeit bis zum Mittagsessen. Meine Frau erreichte ihren Zweck nicht, dem armen Schelm alle seine Hoffnungen zu nehmen; denn er wär heiterer

als

als jemals, und die Blicke, die er verstohlen auf Röschen warf, funkelten von einem hohen Feuer. Hätte er sie noch nicht geliebt, er hätte sie heute geliebt.

Eben so wenig fragte er nach der Veränderung unsers Aeußern. Wir sahen keine Spur von Mißmuth, von Eifersucht. Er war nicht ausgezeichnet freundlich mit dem Amtsrath, aber wie ein gesitteter Mann, sehr höflich und artig. Entweder er mußte seiner Sache sehr gewiß seyn, oder er liebte Röschen nicht, oder er hatte eine Selbstüberwindung, die dem strengsten Stoiker Ehre gemacht haben würde.

Wir setzten uns zu Tische, im Freien, im Schatten seiner Eiche. Wir hatten zwei Schüsseln, die gut waren. Die Mädchen hatten in seinem Küchengewölbe einen Mann gesehen, der entweder sein Bedienter oder sein Bote war, denn meine Söhne kannten ihn.

Der Nachtisch kam. Ein Fürst kann ihn in Obst und Wein nicht besser haben, und nun fingen vier Hörner unten am Fel-

sen in der Ferne an, zu blasen. Wir sahen uns einander an, eine heilige Stille entstand, die lauten Echo's antworteten aus den verschiedenen Entfernungen. O die Stille umher, die Höhe des Felsens, auf dem wir aßen, die unermeßliche Aussicht vor uns, die frohen Gesichter am Tische, die wohlgekleideten Gäste mitten unter den Ruinen: das alles erhob uns zu einer unbeschreiblichen Heiterkeit, die sich in allen Gesichtern abspiegelte; in seinem am meisten.

Röschen stützte das in Rosenglut getauchte Haupt auf ihre Finger, und horchte mit dem Lächeln eines Engels in die Gegend hinaus. Als die Hörner schwiegen, sagte Röschen: „Wäre ich eine Königin: Sie müßten alle Vergnügungen meines Hofes anordnen, lieber Herr Nachbar!"

„Dann wäre es um das arme Vergnügen geschehen, Röschen! Was man muß, geschieht allemal schlecht, selbst die Tugend."

Das gab einen Streit, an dem wir Alle Theil nahmen, der mit allen Waffen des Scherzes, des Ernstes geführt wurde, und der — so führte er das Gespräch — uns bis zur höchsten Freude hinauf steigerte.

Es war eine Anmuth in Allem, was wir sagten, was wir dachten. Meine Frau rief, ihm die Hand reichend: „Hätten Sie eines meiner Kinder ermordet: man müßte Ihnen doch gut seyn."

Der Amtsrath sah Hostmannen mit höchst seltsamen Augen an. Er stand auf, er ging zu ihm mit einem vollen Glase Wein. „Herr Hostmann," sagte er, mit einer ganz ungewöhnlichen Stimme, mit Augen, die von etwas Anderm schimmerten, als von ihrem Glanze — mir schien es, von dem Wasser einer Thräne — „lieber Herr Hostmann," sagte er, und faßte seine Hand — „ich weiß wohl, was ein Weinrausch, was ein Sinnenrausch, so fein Sie wollen, ist: ich hielt damit das Vergnügen erschöpft. Ich finde hier, heute, zum ersten Mal in meinem Le-

ben, den geistigen Rausch einer feinern Freude, und den kannte ich nicht. Ich will nicht um Ihre Freundschaft bitten; aber bitten wollt' ich Sie —" Er fiel mit einer wahrlich schönen Bewegung an Hostmanns Brust. Hostmann schlug seinen Arm um ihn, und sagte, seine Hand fest auf sein Herz drückend: „Herr Amtsrath, der jetzige Augenblick — Sie müssen es fühlen, wie ich es fühle — macht uns ja zu Freunden, knüpft Ein Band, ein schönes Band um unser aller Herzen."

Hier wurde zu der Freude Entzücken noch eine Wehmuth gemischt, ein süßer Schmerz, der in der That fast zu schön war für dieses Leben. Röschen sah aus wie ein Engel, der eben empor steigen will in die Himmel der Himmel, mit dem frommen Gebete eines unschuldigen Kindes. Meine Frau nahm ihr Glas, trank, als die beiden Männer tranken, und trank ihre eigenen Thränen, die in das Glas tropften.

„Mag Gott hier herab schauen," rief ich — „eine schönere Freude findet er nicht auf der Erde."

Da kam ein Bergmann den Berg hinauf, gerade auf uns zu. „Was bringt Er?" fragte Hostmann.

„Ich komme von der Lorenzhütte, vom Herrn Faktor Schubart. Ich hoffe doch, daß ich auch hier recht bin?"

„Vollkommen, wenn der Brief an Hostmann ist."

„Ganz recht! an Herrn Hostmann."

„Wie hat Er sich herauf finden können?"

„Ei nun, er hat mir den Weg genau genug beschrieben, der junge Herr, wo es zu Tage geht, wo in die Teufe! die Holzleute fragte ich auch."

„Er ist doch gesund?" fragte meine Frau.

„Der junge Herr? Gottlob! Gottlob! Gesund wie ein Fisch."

Er mußte uns von Rogern erzählen, und der alte Bergmann erzählte mit

einer solchen Freude, mit solchen derben Ausdrücken, daß es uns im Innern wohl that.

In diesem Augenblicke stieß der Amtsrath uns an, und winkte auf Hostmann. Wir wendeten unsere Blicke Alle auf unsern Nachbar, der während des Lesens erblaßte, wieder erröthete, wieder erblaßte. Die Hand zitterte, welche den Brief hielt. Da fragte ihn der Amtsrath: „Was bewegt Sie so, liebster Herr Hostmann?“

Da hob Hostmann das flammende Auge empor, schleuderte einen Blick auf den Amtsrath, der uns Alle zum Zittern brachte, und rief: „Du Schurke! Du!“ Er drückte den Brief bei diesen Worten in der Hand zusammen, und rief noch einmal: „Du Schurke!“

Ich bitte den Leser, an unsere Empfindung zu denken, in der wir eben waren, und zu bemerken, welch einen heftigen Eindruck dieses zweimal im Zorn wiederholte Wort: Schurke! auf uns machte.

Der Amtsrath sprang einen Schritt vor der gewaltsamen Bewegung Hostmanns zurück, und stand da, blaß, weiß wie eine Bildsäule, und eben so erstarrt. Als Hostmann zum zweiten Mal das Wort: Schurke! rief, da bewegte das Leben die Bildsäule. „Sagen Sie so zum dritten Mal:“ rief der Amtsrath — „so kann nur Blut das Wort gut machen.“

„O, bei Gott, ja! ja! das wird mir wohl thun! Schurke denn! Schurke! feigherziger, elender Schurke! und nun komm! komm! und tritt ein Engel dazwischen: so mußt Du zu Boden!“ Sie rannten beide wie verzweifelt in die Ruine, wo mehrere Paare Pistolen hingen. Ich lief ihnen nach. Aber der Zorn hat Flügel. Sie waren hinein, ehe ich den Felsen hinauf kam.

„Sie sind geladen!“ rief Hostmann,“ zwei Pistolen von der Wand reißend — „wähle!“ Der Amtsrath ergriff eine.

Sie stellten sich aus einander, ich eilte, was ich konnte. Sie zielten, und

Röschen sprang neben mir, drang zwischen die tödtlichen Gewehre.

„Hostmann!" rief Röschen laut, mit einem Tone des Vorwurfs. Sein Arm mit der Pistole sank ermattet an seiner Seite nieder. Aber da drang der Amtsrath um Röschen weg, auf Hostmann zu. „Widerrufen Sie, mein Herr: so mag unsere Gesellschaft entscheiden, ob ich zufrieden seyn darf."

„Widerrufen?" fragte Hostmann ernst, gravitätisch auf den Amtsrath hintretend — „Denk an Bodmer, Elender!"

Da sah ich den Amtsrath erblassen, seine Pistole sank aus der schlaffen Hand an den Boden. Er verließ schwankend die Grotte. Röschen sah es nicht. Sie war mit Hostmannen beschäftigt. „Sie sind außer sich, Hostmann," sagte Röschen, ihn betrachtend.

„Das war ich! ja, das war ich, Röschen! Verzeihen Sie mir! Ich war sehr, sehr unmenschlich, sehr ungastfreundschaftlich! — Aber wüßten Sie," fuhr er wieder

mit erhöhter Stimme fort — „wie ich gereizt bin! wie über alle menschliche Beleidigungen hinaus! — Wo ist er, der Elende? wo?"

„Nein, Hostmann, jetzt sollen Sie ihn nicht wiedersehen," sagte das Mädchen, die kleine flache Hand gegen seine Brust stemmend. „Ich will es nicht! Sie sollen sich fassen, und nicht eher kommen, als bis ich Sie rufe."

„O Röschen," sagte er — „ich war sehr, sehr unmenschlich. Das sehe ich, das fühle ich jetzt wohl." Er setzte sich nieder. Seine Brust schlug hoch empor. „Wenn Sie mich rufen, dann komme ich!"

Wir gingen hinaus zu meiner Frau, die sich eben erst wieder von dem Schrecken über diese heftige Szene erholte.

„Sie sehen," sagte der Amtsrath — „wie ich beleidigt bin. Ich hoffe, Herr Oberförster, Sie und Ihre Familie werden Theil an der Beschimpfung nehmen, die mir hier geworden ist. Sie sehen, ich

kann hier nicht eine Minute länger bleiben. Ich rechne auf Ihre Begleitung."

Meine Frau suchte nach ihren Handschuhen. Röschen trat mit einem ruhigen Ernst auf den Amtsrath ein.

„Hostmann," sagte sie — „hat Sie beleidigt, Herr Amtsrath. Aber ich kann Sie nicht begleiten, ich hoffe, wir Alle nicht. Auf Ihrem Charakter ruhet von jener Minute an ein Verdacht, den nur Hostmanns Geständniß, daß er geirrt hat, wegnehmen kann —"

„Ich gehe," rief er, und wollte Röschens Hand küssen; sie zog sie zurück. „Sie werden mir erlauben, daß ich morgen früh zu Ihnen komme, mich zu rechtfertigen."

„Nein, Herr Amtsrath," antwortete Röschen schnell, ehe ihre Mutter das Wort nehmen konnte — „ich muß Ihre Besuche, und wir Alle müssen Ihre Besuche so lange verbitten, bis Herr Hostmann den Namen zurück genommen hat, den er Ihnen gab. Sie haben mit uns nichts, Sie haben es nur mit Hostmann

zu thun. Ich muß durchaus darauf bestehen, daß Sie nicht eher unser Haus betreten, bis Hostmann befriedigt ist. Sie fühlen ohne Zweifel selbst, daß wir, daß besonders ich ohne alle Bedingung darauf bestehen muß."

„Ich sehe wohl, ich sehe wohl, Mamsel," rief er in einem Tone, der mir nicht gefiel — „was man will! Aber," hier warf er sich zu Röschens Füßen — „wenn die allerzärtlichste Liebe, o theures, sehr theures Mädchen, wenn die nahen Hoffnungen — o Gott! Gott, wenn alles wieder verginge! Wenn — denn Ihnen, Ihnen habe ich alles aufgeopfert, was den Menschen theuer ist. O wenn diese Liebe nicht ein eben so beredter Fürsprecher für mich seyn soll, als jenes Wort gegen mich ist: so — so — so — Ja bei dem leuchtenden Gewölbe des Himmels, bei der Liebe, die mein ganzes Leben erfüllt! schwöre ich! — soll ich unglücklich seyn: so setze ich Leben an Leben! so soll Er nicht lachen! Er nicht! O wollen Sie mich mit Gewalt wieder hinaus sto-

ßen in die Hölle, aus der ihr himmlischer Reiz mich empor gezogen hat? Röschen, bedenken Sie, Sie haben mit einem Manne zu thun, der an dem Abgrunde der Verzweiflung steht! lassen Sie mich so nicht gehen!"

„Wovon ist denn eigentlich die Rede?" fragte meine Frau.

„Theure Mutter," hob der Amtsrath an, auf meine Frau mit Eifer los fliegend — Aber Röschen sagte ihm mit dem Stolz einer Königin: „Herr Amtsrath, wollen Sie mich zwingen, hier sogleich den Bruch in unserm Verhältnisse unheilbar zu machen? Ich bitte Sie, zu gehen, heute! Wir sind Alle zu erhitzt, um ruhig zu urtheilen. Sie! ich! wir Alle! Aber ich fühle doch das, daß ein Mann schon längst uns hätte verlassen müssen."

Er bückte sich tief, aber mit finstern Blicken. „Mein Wagen soll Sie erwarten," sagte er. Dann bückte er sich und ging.

„Sagte ich es nicht," rief jetzt meine Frau, erhitzt — „daß Hostmann — Was ist denn geschehen? So sprecht!"

„Hostmann, Mutter, hat den Amtsrath einen Schurken genannt; und bis Hostmann den Namen zurücknimmt, werde ich den Amtsrath nicht wieder sehen."

„Nun du lieber Gott, das wird Hostmann ja leicht thun! Wo steckt denn Hostmann?"

Lenchen holte ihn. „Lieber Freund, wie hitzig! wie jach! das hätte ich nimmermehr von Ihnen gedacht," rief ihm meine Frau entgegen.

„Verzeihen Sie mir, theure Frau, und —"

„Von Herzen gern. Sie wurden hitzig. Wer wird das nicht einmal? Was war's denn? was gab's denn? Sie werden das Wort, das böse Wort, das Ihnen in der Hitze entfuhr, wohl widerrufen."

„Das kann ich nicht," sagte er leise — „das nicht! Niemals! Nie in meinem Leben!"

„Aber Röschen verlangt es, lieber Herr Nachbar! Und ich weiß, Sie schlagen ihr und uns nichts ab."

„Dieses muß ich freilich abschlagen." Wir Alle sagten nichts zu diesem neuen Streite. Hostmann war weder zu bewegen, das Wort zurückzunehmen, noch die Begebenheit zu erzählen, die ihn zu dieser Härte gebracht hatte, bis denn meine Frau endlich mit einem listigen Blicke entschied: „So kommt es fast heraus, als wäre das alles abgeredet!"

Hostmann schwieg. „Und so kann der Amtsrath wieder kommen," fuhr meine Frau fort.

„Nein, Mutter," rief Röschen, mit der Glut des jungfräulichen Zorns auf der schönen Wange: „wieder kommen kann er nicht."

„Kann er nicht," sagte ich fest.

„Kann er wohl nicht, liebe Mutter!" sagte Lenchen sogar.

Meine Frau machte noch einige Versuche, die Sache beizulegen; da sie ihr nicht geriethen, sagte sie, spitz: „Nun denn, so verbitte ich allen andern Besuch auch." Sie nahm ihren Fächer, ihre Handschuhe, empfahl sich mit einer steifen Artigkeit unserm Nachbar. Röschen setzte sich indeß noch einmal auf den Sitz, der ihr Andenken feierte. Ich drückte dem Nachbar die Hand. Er las in meinen Augen, was ich jetzt nicht sagen konnte. Röschen reichte ihm die Hand, einen seelenvollen Blick, ein leises Wort, und wir gingen hinab.

Meine Frau ging rasch voran, ohne sich einmal umzusehen. Wir folgten schweigend. Wir stiegen in des Amtsraths Wagen.

Es war der erste Tag unserer Ehe, an dem jeder von uns sein Gesicht in seine eigene Weltgegend wendete. Die Gesichter so ernsthaft verschwiegen, als gehörten sie den vier Erben eines Vermögens, das jeder ganz haben will.

Lenchen, der es gar nicht an Witz gebrach, fing einen Schmetterling, der in den Wagen hinein flatterte. Sie hielt ihn sanft an den Flügeln, und sagte: „Kleines Ding, du kommst nicht eher los, bis ich dich ein wenig examinirt habe. Nicht wahr, du wolltest auch einmal wissen, wie sich's in einem Wagen fährt, mit ein paar raschen Engländern bespannt? Rede!"

Sie hielt ihn an ihr Ohr, als wollte sie seine Antwort hören. „Ja, sagst du? Und darüber bist du nun in Gefangenschaft gerathen."

„Armer Schelm," fuhr sie fort — „im Grunde bist du nicht schlimmer daran, als wir hier im Wagen mit unsern vier Gesichtern, die wir aus einander halten, wie du deine vier Flügel; wir fuhren auch gern mit ein paar Engländern, und ich glaube fast, du lustiger Schelm, wir sind darüber so gut gefangen, wie du; aber kein so hübsches Mädchen, als ich bin, hält uns an den Flügeln so sanft, sondern ein finsteres Gespenst, was, glaub' ich,

ich, das Maulen heißt. Nun was sagst du?

„Also soll ich dich los lassen, weil das so ist? Nein! nein! denn du hattest deine vier Flügel, dich hoch in der Luft zu erhalten, und wir hatten nichts als zwei Füße, die recht bald müde werden. Was hast du darauf zu antworten?

„Wie? wir hätten noch mehr Flügel, und größere, und schönere als du, uns zu erheben? wie? sogar bis in den Himmel? lügst du nicht? welche? wie? unsere alte Liebe? unsere alte Einigkeit? unsere Unschuld? unsere häuslichen Freuden? unsere Tugenden? die Hoffnung? unsere beiden edlen Brüder? Wie? das wären Flügel, wirfst du uns vor, die uns bis in den Himmel tragen könnten? Armer Schelm, wenn das ist, so flattere hin von Freude zu Freude! So müssen wir uns schämen, daß uns der Kummer, der Verdruß gefangen hält an Engelsflügeln, die wir nur bewegen dürfen, um zur Morgenröthe der Hoffnung und des Glücks empor zu stei-

gen. Flattere hin, und grüße die Freude von uns!“

Sie ließ den Schmetterling los, er flatterte seitwärts vor meiner Frauen Gesicht, in kleinen Kreisen vorüber.

Röschen faßte der Mutter Hand und küßte sie. Da wendete meine gute Frau das leuchtende Angesicht in den Wagen uns zu. Sie fragte, wie weit es noch wäre bis nach Hause. Wir waren über die Hälfte. „So laßt uns den übrigen Weg gehen! Gott gebe, daß unsere vielen Flügel,“ sagte sie, Lenchen über den lächelnden Mund streichelnd — „uns nun ganz sanft durch das Leben tragen!“

Wir stiegen aus, und ließen den Wagen seinen Weg fahren. Wir umarmten uns, und so gingen wir weiter bis nach Hause. Wir waren ermüdet. Wir legten uns sehr bald zur Ruhe.

Am andern Morgen früh kam ein Billet von dem Amtsrath an Röschen, das noch einmal feierlich um ihre Hand warb, mit dem Versprechen, daß sein Vater in drei oder vier Tagen selbst erschei-

nen sollte, der Verbindung gesetzliche Kraft zu geben. Eher wollte er Röschen nicht wieder sehen. Er gestand halb und halb zu, daß er die Beschimpfung unsers Herrn Nachbars auf gewisse Weise verschuldet hätte, berief sich aber auf die Macht einer übermächtigen Leidenschaft, und auf die Verführung seiner Jugend und seiner Gesellschaft, in welcher er bisher gelebt hatte. Er hoffte auf Röschens Verzeihung.

Der Schluß des Briefes enthielt versteckt ein paar Worte, die Drohungen ähnlich sahen, wenn Röschen nicht seine Entschuldigungen zum mindesten anhören wollte.

Als meine Frau den Brief gelesen hatte, hob sie kleinlaut an: „Wer seine Sünden bekennt, — der —"

„und läßt, liebe Frau, der soll Barmherzigkeit erlangen."

„Liebste Mutter," sagte Röschen — „ich frage Sie vor den Augen Gottes, soll Ihr Kind einem Manne die

Hand geben, der von sich schreibt, daß er den Namen Schurke verschuldet hat?"

„Ach, Kind, ich kann nicht anders als Nein sagen; aber unsere Armuth, die Predigten des Pastors, die Drohungen des Amtsraths! Ich wollte, ich läge im Grabe!"

„Mutter," sagte Röschen — „Sie wünschen uns das größte, das unerträglichste Unglück."

„So mache, was Du willst, Röschen," sagte sie, wehmüthig. „Schreibe ihm Nein! ja, schreibe ihm Nein. Als Mädchen hätte ich ja auch so geschrieben. Ach, eine arme Mutter weiß ja nichts als das Glück ihrer Kinder!"

Da lagen die beiden Mädchen, gerührt von dem sanften, beweglichen Ton dieser Worte, zu ihren Füßen, und umarmten ihre Knie. „Ich kann ja Gouvernante werden!" rief Röschen. „Ich auch," rief Lenchen — „und Sie, liebe Mutter, sollen in Ueberfluß leben."

Da antwortete Röschen ein paar Worte; aber ein bestimmtes Nein. Sie

brach alle Verbindung rein mit dem Amts-rath ab. Das las sie vor, siegelte, und brachte das Billet dem Reitknecht, der auf Antwort wartete.

„Nun, mein Kamisölchen von Leinwand!" rief Lenchen — „Mein demüthiger, alter Freund, verzeihe, daß ich dich so lange verachtet habe! sey du wieder der nächste an meinem Herzen, da das Glück mir den Rücken zukehrt. — Bis auf bessere Zeiten, sagte die Mutter, scherzend, als sie dich weghing. Die Zeiten sind nicht besser; aber du findest eben die unschuldigen Herzen noch zu bedecken, und das ist viel, liebes Wämschen, wenn erst Seide die Brust verhüllt hat."

Sie nahm ihr seidenes Kleid auf den Arm, nachdem sie ihr Wämschen angethan hatte, und sagte: „Dich, schöne, glänzende Seide will ich weg hängen, bis auf einen schönen Tag. Er wird kommen, er kommt gewiß, der rothe Festtag des Glücks, und dann gebe der Himmel, daß auch du, schönes Kleid, mein Herz voll Unschuld und Demuth wieder findest!"

Es war unmöglich, versichere ich dem Leser, noch eine Spur von Unmuth bis auf eine süßere Wehmuth in der Brust zu behalten, bei diesem freundlichen, heitern Dialog.

„O Lenchen," rief Röschen — „lehre mich die Kunst, mit dem Unglück so angenehm zu scherzen, wie Du!"

„Wenn Du mich die Kunst lehrest, einen Liebhaber, mit Kutsch und Pferden, so demüthig zu verabschieden wie Du."

Wir sahen Alle recht gut ein, auch meine Frau, daß wir bald mit den Fenstervorhängen, mit dem Sofa, mit tausend Dingen eben den Dialog zu führen haben würden, als Lenchen mit ihren Kleidern.

Indeß die Noth war noch nicht dringend, und wir ließen es noch. Röschen und Lenchen fingen sogleich ihre Stickerei mit den Tüchern wieder an. Der Anblick entzog meinen und meiner Frauen Augen doch Thränen eines schweren Kummers.

Grundsätze für jeden Vater zum Auswendiglernen.

Ich setzte mich allein, und fing an, zu rechnen. Dreihundert Thaler Schulden; eine Haushaltung, die in den ersten drei Monaten nicht wieder in das enge Gleis der Dürftigkeit zu bringen war; das Hohngelächter des Dorfs, obgleich Niemand von uns das Haupt stolz empor getragen hatte, als etwan meine Frau ein wenig; die Predigten unsers Pfarrers. Ich sah heimlich nach, auf welche Predigten wir uns gefaßt zu machen hatten, und zitternd sah ich das Evangelium von Jairi Töchterlein. Ich hörte seine laute Stimme, womit er mir zuschreien würde: „Deine Tochter ist todt, und Niemand wird sie erwecken." Dann kamen die Greuel der Verwüstung den Sonntag darauf. Welch eine reiche Quelle von Satyre auf mein armes gestürztes Haus! Und dann — „Nein," rief ich — „wir können keinen Sonntag in das Haus Gottes gehen!" — dann folgte das Evangelium von den klu-

gen und thörichten Jungfrauen! Wie konnten wir hinein gehen!

Dazu kamen noch die Drohungen des Amtsraths, das Ansehen, die Macht seiner Familie, und vor allen, die Hitze meiner Frau, die unsern einzigen Freund, Hostmann, von uns gerissen hatte.

Der Amtsrath kam, da meine Frau eine Kranke im Dorfe besuchte. Rös-chen wies ihn ab, und wie mir Lenchen erzählte, mit einer Ruhe, aber mit einer Festigkeit, die ihm alle Hoffnung nehmen mußte. Er hatte drohend, und in einem wilden Zorne das Zimmer und das Haus verlassen.

Wir umfaßten uns mit einer Innigkeit, mit einer Trauer aber, die unsere Herzen zerschnitt. Meine Frau setzte sich fast athemlos auf einen Stuhl. Wir fühlten Alle, was Schutzlosigkeit ist, auch ich, ob ich gleich ihnen Allen Muth zusprach.

Ich ging, um den Schmerz zu zerstreuen, in den Garten zu meinem Arbeiter, der die Kartoffeln aus dem Boden

holte. „Herr Oberförster,“ rief er — „welch ein reicher Segen! Sehen Sie! Ein paar Arme, und ein paar Morgen Feld: und eine Haushaltung ist ernährt! Gott sey gelobt!“

Das ergriff mich! Ich war jünger als er. Meine Arme hatten Kraft, es waren mehr als ein paar Morgen mein! Ich ergriff das Werkzeug, ich half ihm arbeiten. Meine Töchter, die mich aufsuchten, fingen an, mir zu helfen.

Den Mittag gingen wir ins Zimmer zu meiner Frau. Ich war unbeschreiblich heiter. „Laß sie drohen!“ rief ich — „laß ihn predigen! In seinem Herzen soll er fühlen, wenn er uns arbeiten sieht, daß Ihr zu den klugen Jungfrauen gehört.“

„Kommt, meine Kinder, wir haben noch eine Flasche Wein; die wollen wir trinken, um die Freiheit, um das Glück willkommen zu heißen, die beiden schönen Göttinnen des Lebens, die uns die Arme entgegen breiten. Wir sind ja reich, gegen alle Bewohner unsers Dorfs gehalten, reich. Und wäre Hostmann unser

Freund noch: ich wüßte nicht, was ich noch zu wünschen hätte."

„Dann haben Sie nichts mehr zu wünschen, lieber Vater! denn er ist unser Freund. Das weiß ich!"

„Kannst Du ihm ein Zeichen geben, Röschen, daß er uns besucht: so gieb es ihm, Deine Mutter ist versöhnt."

„Er ist verreist, lieber Vater; aber er kommt doch gewiß bald wieder zurück."

„Auch das! Er soll uns finden, wie jenen großen Römer am Pfluge, auf dem Felde, bei der Arbeit. Ich bitte Euch, Kinder, nehmt die Gardinen ab! Gebt mir hölzerne Stühle, entfernt alles, was uns an unsere Thorheit erinnert! Der Himmel lasse mir meine gesunden Arme, mein Rieckchen, meine Kinder, unsere Unschuld, ein Feld zum Arbeiten, und Vertrauen auf seinen Segen, und alles andere schenke er Menschen, die nicht zu entbehren wissen!"

Diese kleine Predigt, die ich wahrlich in der Stellung des römischen Diktators und mit seinem Muthe hielt, beseelte mei-

ne ganze Familie. Die Gardinen wurden abgenommen. Wir saßen den Mittag an einem kleinen Tische. Die letzte Flasche Wein in unserer Mitte. Wir sendeten der Kranken ein paar Gläser davon, und den Nachmittag waren wir Alle wieder an unserm Kartoffelfelde; meine Frau saß am Stickrahmen.

Es ging uns aber mit meinem Tagelöhner gerade wie mit dem Kammerboten. Er half nur eine Zeitlang. Wir schränkten uns ein. Da erhielten wir einen Brief von Adolphen, daß ihm das landschaftliche Stipendium genommen war, und zwar mit dem vollen Schein des Rechts. Er hatte den Sommer eine Reise von sechs Wochen mit Hoftmannen gemacht, sogar auf den Rath seiner Lehrer; eine Reise, die ihm höchst nützlich geworden war. Diese Abwesenheit von der Universität war der Vorwand zur Einziehung des Stipendiums, obgleich seine Lehrer sich für ihn verwendet hatten.

Ach, wir sahen sehr wohl, woher dieser Schlag kam. „Nun," sagte Röschen — „nun, Mutter, that ihm Hostmann Unrecht?"

Sie seufzte.

Der Amtsrath schrieb kurze Zeit darauf an mich. Er beklagte das Unglück meines Sohnes, an dem er nicht Schuld zu seyn behauptete. Er versprach sogleich dem Unfalle abzuhelfen, wenn ich ihm nur die kleinste Hoffnung geben wollte, daß Röschen versöhnt werden könnte. Sein Schluß war wieder eine versteckte Drohung von dem, wozu die Verzweiflung ihn gewiß bringen würde.

Ich antwortete ihm, daß es bei dem bliebe, was meine Tochter ihm erklärt hätte. Aber seit dieser Antwort lebten wir wie Menschen, über deren Haupte sich ein furchtbares Gewitter zusammen zieht, und die nirgend um sich her einen Ort sehen, wohin sie fliehen können.

Mein Adolph kam zu Hause an, er konnte sich nicht länger auf der Universität erhalten, trotz allem guten Willen,

den seine Lehrer ihm zeigten. Ich konnte ihm gar nichts geben.

Er hoffte auf eine Lehrerstelle in einem Privathause, die ihm einer seiner Lehrer versprochen hatte. Aber er war doch weggerissen von seiner Bahn. Er fühlte das wohl, so heiter er sich auch stellte. Er war ein und zwanzig Jahr alt, seines Glaubens ein vollkommener Stoiker, stark, kräftig und gesund, wie ein Zyniker, schön wie ein junger Bachus, und dichterisch wie Plato.

Unser Herr Nachbar war ihm das Ideal der männlichen Größe; und seit er über unsere Schwelle geschritten war, hatte meine Frau das Herz nicht mehr, die kleinste Anmerkung über Hostmann zu machen. Er wußte jetzt nicht, wo er war.

Adolph griff sogleich mit der jungen Kraft eines Riesen, und mit dem Grundsatz eines Stoikers, nach unserer Arbeit, und Abends studirte er bis spät in die Nacht. Er wurde die Freude und der Stolz unseres Hauses. Sahen wir ihn

an: so verlor jeder von uns die Lust, zu klagen. Seine Grundsätze waren nur fest, sein Herz war weich, wie das Herz eines Mädchens, wie ein Seufzer der Liebe.

Vier Wochen nach seiner Ankunft erhielten wir einen Besuch aus der Hauptstadt. Es war ein Abgesandter des Amtsraths. Er bat mich um eine Viertelstunde Gehör. Wir blieben allein. Er hob an, mir aus einander zu setzen, daß ich nicht wohl thäte, einen jungen Mann zu beleidigen, der meine Tochter in der That so aufrichtig liebte, und dessen Hochachtung für die Tugenden des Mädchens und meiner ganzen Familie der sicherste Bürge wäre, daß meine Tochter glücklich seyn würde. Das Vergangene, worüber meine Tochter ihm ihre Neigung entzogen hätte, sey vorgegangen, ehe er ein Mädchen kennen gelernt habe, das mit der Armuth alle die stolzesten Tugenden ihres Geschlechts zu verbinden gewußt hätte. Leidenschaft, Reichthum, Verführung wären Klippen, an denen selbst die reifere Tu-

gend der Alten scheitern könnte. Obwohl im Anfang es nicht des Amtsraths ernste Meinung gewesen sey, meine Tochter zu heirathen: so sey sie es doch geworden, nachdem er uns Alle kennen gelernt. Des Amtsraths Leidenschaft für meine Tochter sey so groß, so heftig, daß sein Vater sich zu Allem erbiete, was eine so brave Familie fodern könnte, und daß ich, wenn ich bei meinem Sinne bliebe, die Rache der Familie und der Verzweiflung des Sohnes mit Recht zu fürchten hätte.

Diese Unterredung war an einem Morgen, da eben Adolph uns mit platonischem Feuer die Grundsätze der Stoa aus einander gesetzt hatte. Ich war gerade in einer solchen Lage meines Gemüths, daß ich die Drohungen eines Königs und die Lockungen der Wollust selbst würde verachtet haben.

„Was der Amtsrath," antwortete ich — „vorher gethan hat, ehe er unsere Bekanntschaft erhielt, weiß ich und meine Familie nicht. Aber ein ehrlicher Mann hat ihn — Schurke genannt, und er selbst

hat sich Drohungen gegen eine unschuldige Familie erlaubt, die uns nicht erlauben, mit ihm in irgend einer Beziehung zu stehen. Will die Familie des Amtsraths sich erlauben, mir Unrecht zu thun: so muß ich das gehen lassen, und ich habe ihnen nichts entgegen zu setzen, als den Wunsch der Stoa: Gebt mir, Götter, vor allen die Stärke, das Unrecht zu ertragen!"

Mein Mann sah mich bei diesen Worten groß an, aber in der That mit einer Art von Bewunderung. Ich fuhr also fort: „Es ist kein Uebel auf der Erde als die Furcht, und die harte Armuth hat mich gelehrt, daß die Furcht zu besiegen ist."

Er stellte mir vor, daß meine Söhne darunter leiden könnten.

„Meine Söhne? so lange der Amtsrath mir nicht erweisen kann, daß er Herr der Luft ist, um sie zu ersticken, so lange kann er meinen Söhnen nichts thun. Wir haben Arme, zu arbeiten, und Füße, um in einem andern Lande ein Stück Feld

zu suchen, was sie ernährt." Kurz, ich schlug es ihm ganz ab, was er wollte.

Der Mann stand erstaunt da, und ich kam mir vor, wie jener Römer, der unter dem Rüssel des Elephanten vor Pyrrhus lächelnd da stand.

Beim Abschiede sagte er mir: „In der That, Herr Oberförster, ich gehe von Ihnen mit Hochachtung. Ich habe einen Mann gefunden."

Aber nach vier Wochen hätte er wieder kommen müssen, da ich eben die Ankündigung aus der Forstkasse erhalten hatte, daß bei dem großen Ausfalle in allen Forstkassen alle überflüssige Pensionen, also auch meine, eingezogen werden müßte. Da hätte er mich sehen müssen. Aus dem trotzigen Stoiker war ein schwaches Kind geworden.

„Guter Gott," rief ich — „kann die Rache so weit gehen!" Meine Frau saß da wie Niobe, blaß und unbewegt. Meine Tochter, Röschen, lag zu ihren Füßen, und bethauete die schlaffe Hand mit Thränen. Mein Adolph hielt eine

Rede nach der andern, die Niemand anhörte. Denn die Nachricht kam drei Tage vor der Zahlung der Pension, und wir hatten so sicher darauf gerechnet.

Wir schienen uns verloren, ganz verloren. Da stürzte Röschen ins Zimmer, und rief: „Er ist da! er ist da! wir sind gerettet!“ Wir sprangen Alle auf, selbst meines Adolphs Wangen färbten sich mit dem Purpur der Freude; denn während seiner Reden über das höchste Gut hatten doch die Seufzer seiner Mutter das Blut von seinen Wangen gehaucht.

Wir fragten: „Wer ist da?“

„Hostmann!“ rief sie, und fort war sie, um ihm das Zeichen zu geben, er möchte uns besuchen.

Wir wußten zwar Alle, er würde uns nicht helfen können; aber wir fühlten doch Alle, was im Unglück das Angesicht eines Freundes ist. Meine Frau, die doch noch immer einen kleinen Widerwillen gegen ihn gefühlt hatte, ging mit Röschen hinauf und half ihren Telegraphen

mit in Bewegung bringen. Sie kamen voll Freude herab, und riefen: „Er kommt heute noch.“

Nach einigen Stunden sahen wir ihn daher schreiten durchs Thal; denn wir waren ihm Alle entgegen gegangen. Ach, mit welcher Innbrunst ergriffen wir seine Hände, die er uns entgegen streckte! Wir fingen an, ihm zu erzählen.

„Wie es scheint, Röschen,“ sagte er — „haben Sie ihn nicht geliebt.“ — Ach! Hostmann war ein Mensch wie wir. Er fragte erst nach seinem Glück, dann nach unserm. Sein Auge funkelte vor Freude.

Dann fragte er: „Was sind Sie nun entschlossen zu thun?“ — „Wir Mädchen werden Gouvernanten,“ riefen die Mädchen.

„Das ist das Letzte,“ sagte er — „wenn kein Anker mehr hält. Ein Mädchen muß unter den Augen der Mutter bleiben, wenn es seyn kann.“

„Ich werde Hofmeister!“ rief Adolph. — „Das wäre ein Unglück,“

sagte er — „für Dich, Adolph. Doch was seyn muß, muß seyn."

Ich rechnete ihm vor, meine Schulden, mein Vermögen. Wir waren fast Bettler.

„Fast," sagte er — „fast! Aber," setzte er hinzu — „wenn ich Ihr Gut betrachte, lieber Schubart — unsre Arme." Er hielt mir seinen kräftigen Arm entgegen, — „denn daß meine Arme Ihnen gehören, daran zweifeln Sie doch nicht? — so möchte ich sagen: Ihre Sorge wäre eine Thorheit. Wenn Sie mich aufnehmen wollen, lieber Schubart: so ziehe ich zu Ihnen, und ich möchte fast versichern" — Wir Alle erhoben ein Freudengeschrei. Wir umarmten ihn Alle.

Er sprang auf, er winkte Adolphen. „Ohnehin muß ich ja nun meinen Pallast verlassen." Adolph und er gingen. Sie kamen nach drei Tagen zurück. Er hatte alles verkauft, was sein war, seine Gewehre, seine Pistolen, seine Instrumente, seine Sammlungen von

Naturalien, alles, alles, was er hatte. Er brachte mir das kleine Kapital, das er daraus gelöst hatte. Ich mußte durchaus meine Schulden bezahlen. Eine Kammer für ihn wurde zurecht gemacht, für ihn und Adolphen.

Es war, als wäre die letzte Spur von Unglück aus unserm Hause verschwunden, da wir ihn besaßen. Er ging nun umher, besah alles, untersuchte alles, Felder, Garten, Stall, Haus, Holz, und er kam mit den Worten wieder zu mir ins Zimmer: „Liebster Schubart, wenn wir nicht von heute an in einer Art von Ueberfluß leben wollen, so weiß ich gar nichts vom Ackerbau."

Er pachtete noch sogleich einige Aecker, die an meine gränzten, die gerade verpachtet werden sollten. Er besorgte die Wintersaat. Er hatte Adolphen bei sich. Uns theilte er die leichtern Geschäfte des Hauses zu. Er ging uns mit dem Beispiele einer wohlfeilen Kleidung voran. Röschen war ohnehin immer sein Bild. Wir schämten uns, Kaffee

zu trinken, da er keinen trank. Er verminderte den Gebrauch des Holzes zur Feuerung. Er brachte ein Leben, eine Thätigkeit in das ganze Haus. Er arbeitete für drei Menschen, und in wenigerer Zeit, und am Abend saß er bei uns, las uns vor, spielte, sang, plauderte, scherzte, es war, als ob Abends in unserm Hause die geistreiche Gesellschaft reicher, müßiger Leute gewesen wäre.

Er ordnete Adolphs Arbeiten, der mit Riesenschritten in der Gelehrsamkeit fortging. Er plauderte mit meinen Mädchen und Adolphen die eine Woche französisch, die andere englisch, die dritte italiänisch. Er las mit ihnen die besten Schriftsteller aus den drei Sprachen. Lenchen, trotz ihrer Kleidung, die nur im Schnitt von der Kleidung einer Bäuerin unterschieden war, fand auf einmal, daß man unter den ernstesten Geschäften einer Landhaushaltung dennoch alle Künste, alle Kenntnisse der Reichen treiben kann.

Wir hatten gesetzmäßig alle Wochen unsere Konzerte, Schauspiele, die uns die Viere vorlasen, Oper, die sie uns sangen. Es fehlte an nichts, als an den Gerüsten, Theatern, Kleidungen.

„Ich weiß keinen Stand auf der Erde," sagte Hostmann — „der so viel Vergnügen erlaubte, so viel Zeit zu den edelsten und angenehmsten Beschäftigungen ließe, als der Ackerbau. Der ganze Winter, lieber Adolph, ist unser. Im Sommer, die Saatzeit und Erndte abgerechnet, alle Tage ein paar Stunden. Der Gewinn ist nicht groß, aber fast immer gewiß, die Arbeit die nützlichste, die freieste, die natürlichste, die unschuldigste, und wenn sie nicht übertrieben ist, die gesundeste von allen Arbeiten. Nur Arme, lieber Schubart, nur Arme! Unsere Arbeit ernährt uns, nicht mit Leckerbissen, einfach; aber sie ernährt uns ohne große Kosten. Der Garten giebt die Gemüse, und mästet die Thiere, die auf den Tisch kommen. Der Stall giebt dem Felde die Frucht, und dem

Tische Milch und Butter. Das Flachsfeld giebt die Kleidung, der Hof die Braten und die Leckereien, der Acker das Brod."

So sprach er oft, und wir glaubten ihm; denn wir sahen alles an uns in Erfüllung gehen. Aber er verdammte uns auch zu sehr großen Entbehrungen. „Wir haben wenig baares Geld einzunehmen," sagte er — „wir müssen also noch weniger ausgeben, liebste Frau Oberförsterin" (diese Reden richtete er allemal an meine Frau). In diesem Punkte war er zu eigensinnig. Er zimmerte einen Tisch, mit Adolphs Hülfe, aus ein paar alten Brettern, und stellte ihn, meine Frau mochte sich sträuben, so viel sie wollte, wenn ein Tisch fehlte, in unser Zimmer.

„Er ist rein," sagte er — „und mögen die Mädchen eine Decke darüber machen, wenn er Ihre Blicke beleidigt. Aber das kann er nicht. Schmutz ist allein verabscheuungswürdig und Unordnung; aber nicht ein reinliches, einfaches

Geräth ohne Kunst und Schmuck. Wäre ich reich: meine Tische sollten alle Muster der Kunst und der schönsten Verhältnisse seyn, aber wir sind nicht reich."

Er machte alles selbst, und Adolph, der ein unermeßliches Vertrauen zu seinem Lehrer hatte, half ihm, oder hatte gar Lust, es noch viel weiter zu treiben als er. Aber dafür hatten wir, als die Erndte kam, den Erndtelohn schon liegen, unser Bier eingezogen, unser Fleisch in Bereitschaft, und einen — der Leser lächle nicht! er würde es, wenn ich ihm die Summe sagte — kleinen Nothpfennig.

„Aber," sagte ich ihm einmal, da ich mit ihm allein unter einer Linde an unserm Hofe saß — „was soll aus Adolphen werden?"

„Ein Mann ist aus ihm geworden, theurer Freund," antwortete er mir mit leuchtenden Augen — „der in keiner Lage seines Lebens verzweifeln wird, weil er das Glück in unserer Hütte gesehen hat. Aus ihm ist geworden, ohne daß er es weiß, ein recht braver Gelehrter, der

Kenntnisse mit Geschmack verbindet, der in Wahrheit ein Priester der Musen ist. Aus ihm wird bald ein Mann, der seines Vaters Freude, seines Vaters Stolz, seiner Mutter Entzücken, seiner Schwestern Schutz seyn wird. Er bedarf keiner Gönner, keiner Beförderer. Er wird in einigen Jahren diese Hütte wieder mit den Blumen der bessern Stände ausschmücken; er wird mehr thun können als Roger! Aber auch Roger wird, muß viel thun. Schubart, Sie gehen wahrlich einem glücklichen Alter entgegen."

„Und meine Töchter, lieber Freund? Aber die? die? was wird aus denen?"

„Wären Sie ein Jüngling, liebster Freund, reich, geehrt, und edel: reden Sie, würden Sie sich nicht glücklich schätzen, wenn Röschen oder Lenchen Ihnen ihre Hand gäbe? Hielt doch ein Bösewicht, ein eitler, stolzer Geck, es für ein Glück, mit Ihrem Hause sich zu verbinden! Röschen ist zwanzig Jahre. Lassen Sie sie in die Welt treten,

mit ihrem Reiz, mit ihrem Geiste, mit der vollendeten Bildung, von der Ihre Töchter nichts wissen, gar nichts wissen, also mit dieser anspruchlosen, bescheidenen Demuth! Heldenseelen sind sie in ihrem Unglück, in ihrer Armuth geworden. Sie werden nie unglücklich seyn können, wenn sie nicht etwan die Weiber von Bösewichtern werden; und dafür haben sie uns, denen sie trauen. Sie werden, wenn das Unglück einmal über sie hereinbricht, Freund, nicht seufzen, nicht heulen, nicht mit närrischen Launen das häusliche, leichte Unglück dem Manne zu einer unerträglichen Hölle machen; sie werden nicht einen Luxus verlangen, den sie nicht bezahlen können; aber sie werden arbeiten, sich dem Unglück entgegen stemmen, Heiterkeit, Freude um sich her verbreiten, das Leiden mit Blumen kränzen, und deutsche, treue, liebende Weiber seyn, und nicht buhlerische Thörinnen. Meinen Sie nicht, lieber Schubart, daß Ihre Mädchen das alles in der strengen Schule ihres harten Schicksals gelernt haben?

Sie können Ihre beiden Töchter Männern geben, die sie lieben, die nur kleine Einnahmen haben, und auf ihr Glück mit Gewißheit rechnen. Das können tausend Väter nicht, deren Töchter an Putz, an Ball, an Gelag, an Schmeicheleien, an Tändeln, an Thorheit gewöhnt sind, die aus den ernsthaftesten Beschäftigungen des Lebens ein Spiel machen wollen, und nur häuslich glücklich sind, wenn sie außer dem Hause leben. Ihre Töchter, Schubart, und das ist die Freundschaft, die ich Ihnen erzeigt habe, können entbehren, können arbeiten, und sind, so bald sie wollen, unabhängig wie Männer."

Hier stand er auf, und seine Augen funkelten wie Blitze. „Wenn um Ihre Töchter einmal ein Mann wirbt, auf dessen Stirn die Sünde steht, das Brandmahl der Verwerfung: so dürfen Ihre Töchter nicht diesem glühenden Moloch in die verzehrenden Arme geworfen werden, wie tausende züchtiger Mädchen, die seufzend sagen, wir müssen sonst verhungern.

Wenn Ihrer Tochter Mann ein Ungeheuer ist, ein Tyrann, ein Rasender, der sein Weib martert, bis sie zur Furie mit wird: so kann Ihre Tochter sagen: ich will Dein Haus verlassen, Unmensch! denn, mein Freund, sie plaudert nicht französisch, sondern sie redet es wie ein Mann. So kennt sie englisch, so kennt sie italiänisch, so kennt sie die Musik, so singt sie, so gebildet ist ihr Geist! Sie kann gehen; und tausend reiche Häuser werden sich ihr gern öffnen, eine Muse, eine Grazie zur Erziehung ihrer Kinder zu erhalten, und nicht eine hirnlose Thörin.

„Das, Schubart, das habe ich für Ihre Kinder gethan, und dafür haben Sie mir noch nicht gedankt. Jetzt, jetzt danke mir, Freund, danke mir für die schönsten Stunden meines Lebens!"

Ich war außer mir, die Thränen rollten stromweise über meine Wangen. Ich faßte ihn an meine Brust, ich drückte ihn an meine Lippen. „O verzeihe mir," rief ich — „verzeihe mir der Himmel,

der über mein Haupt allen seinen Reichthum herab schüttete, mein Freund, daß ich je eine Klage ausstieß! O mein Freund! o mein Hostmann! O warum sagten Sie das nie?"

„Es ist! und das ist meine Freude! Es ist! Und nun, Schubart, sagen Sie Ihren Töchtern von alle dem nichts. Man berührt nie ungestraft den Baum des Erkenntnisses Böses und Gutes. Lenchen zum mindesten könnte nach der Welt verlangen, deren Zierde sie seyn könnte. Nicht ein Wort!"

„Nicht ein Wort! Freund, nicht ein Wort! Und hätte ich eine Flasche Wein, ich würde sie diesen Abend trinken; denn Sie haben mich zu einem Könige gemacht."

„Das wollen wir," rief er, und er schickte einen Boten in die Stadt, und ließ eine Flasche Wein holen. Als der Bote wieder kam, hielt ich die Flasche hoch in die Höh; ich war in der That wie in einem Wirbel der Freude.

Nie-

Niemand begriff meine Lustigkeit. Aber es half nicht; ich zog sie Alle mit in den Wirbel hinein. Ich schenkte ihnen Allen die Gläser voll. „Meine unglücklichen Tage, Kinder! frisch! stoßt an!“

Es half nicht, sie mußten. Wir fingen an, zu singen, wir setzten das Fest bis Zehne fort. Alle erwarteten mit neugierigen Blicken, was dabei nun endlich heraus kommen sollte.

„Nun, Vater Herrmann,“ sagte meine Frau, schmeichelnd — „komm nur mit Deiner frohen Nachricht hervor!“

„Rieckchen,“ sagte ich — „Du bist, seitdem unser getreuer Herr Nachbar ins Haus gekommen ist, noch einmal so freundlich, so heiter, so lustig, und noch einmal so schön geworden als sonst, und sieh, Herzens-Rieckchen, das dachte ich heute, und sagte es dem Herrn Nachbar, und da wollten wir heute Abend eine Flasche Wein auf unser Leben trinken, was doch — alle Welt — kein König auf seinem Throne so glücklich führt. Sieh, Rieckchen, da sitzt unsere Saat

um uns her, grün, frisch, schön! die Erndte kommt auch. Und Kinder," fing ich auf einmal mit einer unbeschreiblichen Wehmuth an — „gebt Eure Gläser her! auf die Freundschaft!"

Ich stieß mit Hostmannen an. Dann warf ich mich in seine Arme. „O Freund! Freund!" Da traten sie Alle herzu, und Alle warfen sie sich an Hostmanns Brust, und nannten zitternd den Namen der Freundschaft. Und da Röschen ihre Lippen auf Hostmanns Lippen drückte, so zärtlich, so innig: da fühlte ich ein leichtes Zittern in seiner Hand, die ich hielt. Ich drückte seine Hand fest.

Er warf sich noch einmal an meine Brust, und sagte: „Sind wir denn nicht Alle glücklich?"

„Gott gebe es!" sagte ich, seine Hand noch einmal drückend. Er lächelte wie ein Seliger.

Meine Probe.

Ich gab von dieser Unterredung meiner Frau so viel, als sie gerade haben mußte, um die himmlischen Hoffnungen zu sehen, die für uns in der Zukunft hingen. Die Sache war so einfach, daß meine Frau ebenfalls von einer Heiterkeit ergriffen wurde, die fast größer war als meine. Sie hatte nur noch einen Wunsch, den Tag zu sehen, da unsere Mädchen in die Welt treten würden. Aber Hostmann stand nun in ihrem Kopfe mächtig da als ein Engel. Sie meinte, ein Mann, der einen solchen Plan gehabt hätte, würde auch wissen, daß für ein Mädchen es am besten wäre, wenn sie in der reichsten Blüthe ihrer Schönheit in die Welt träte.

Sie dachte nicht einmal mehr daran, daß unser Nachbar selbst Röschen liebte. Mir war es lieb. Die Freude, die Heiterkeit, die aus meinem und meiner Frauen Wesen seit diesen Tagen hervorleuchtete, verbreitete sich auch über unsere

Kinder; und in der That, ich konnte die ganze Erde heraus fodern, mir ein so armes Haus als meins zu zeigen, und ein so glückliches.

Und ich will dem Leser auch nur gestehen, daß ich die ganze Erde darauf heraus foderte, und in recht fechterischer Stellung und in recht fechterischen Worten. Dabei blieb es nicht allein; ich foderte auch das Unglück heraus, zwar nicht so laut und fechterisch, aber doch heraus. „Riekchen,“ sagte ich — „es soll mir nicht einen Seufzer abpressen! Mich nehme ich aus, und meine Kinder, und Euch Alle, und Hostmann, denn dagegen hilft kein Muth; aber setze den Fall, es bräche ein Gewitter —“

So weit kam ich, da kam Lenchen und rief mich, es wär ein Fremder da, der mich sprechen wollte. Es war der Verpächter meines Gutes. Er kam, mir anzukündigen, daß mein Gut verkauft sey, und daß ich es um Michaelis räumen müßte.

Es war nicht anders. Ich verlor bei dieser schnellen Räumung sehr viel. Unser ganzer Lebensplan wurde zerstört. Ich wurde nicht furchtsam, nicht betrübt, aber ich wurde ungeduldig. „Ich möchte wissen, warum das Schicksal eine ehrliche Familie in dieses Schwingrad steckte, das, lieber Hostmann —“

„Um die leichte Spreu abzusondern.“

Aber ich wurde nicht geduldiger. Ich machte die Veränderungen alle mit Unmuth. Zu unserm ersten Aufenthalte hatte Hostmann ein kleines Häuschen in einem Dorfe im Gebürge ausersehen, bei dem nichts war, als ein großer Garten. Unser Nothpfennig kam uns jetzt sehr zu Statten. Der Prediger nahm in seiner letzten Predigt einen recht rauhen Abschied von uns. Die Gemeinde, die uns so vom Unglück verfolgt sah, wendete sich von uns ab. Sie leistete uns nicht den kleinsten Dienst. Alle meine Freunde, die ich noch hatte, antworteten mir gar nicht, oder so kalt, daß ich sah, sie

wollten brechen. Hostmann mit seinem Muthe blieb uns allein.

Einen dunkeln Herbsttag reisten wir ab von unserm lieben Dorfe, zu Fuß; unsere wenigen Meubles waren schon fort. Meine Frau weinte heimlich. Meine Kinder gingen jedes für sich, ernsthaft und kalt. Hostmann ging vorauf, und pfiff auf einem Blatte den Krammetsvögeln. Dohlen, Staare, Raben zogen krächzend wie Unglücksvögel über uns weg. Ich schloß den Zug in recht finstern Gedanken.

Auf einmal hielten uns ein paar Leute an, die auf Hostmann zutraten mit der Frage: „Heißen Sie Hostmann?"

Auf sein Ja gaben sie ihm den Befehl vom Polizeydirektor, ihn zu arretiren.

Wir versammelten uns Alle um ihn her, ängstlich, trostlos, verzweifelnd. Denn mit ihm verließ uns die Hoffnung.

Ich flüsterte ihm, meinen Dornenstock zeigend, zu: „Unserer sind drei, Nachbar. Wir jagen die Kerle weg, und Sie retten sich."

„O nein," sagte er — „ich bin Arrestant. In ein paar Tagen bin ich bei Ihnen."

Er nahm Abschied von uns, von Röschen, die seine Hände nicht lassen wollte.

Da setzten wir uns auf einen Grashügel unter eine Thränenweide, und sahen still einander an. Niemand von uns hatte das Herz, etwas zu sagen. „In ein paar Tagen" sagte Röschen, „sehen wir ihn wieder!"

Ich und meine Frau schüttelten schweigend den Kopf. Wir dachten Beide an die Predigt von Kain.

„O sagt:" rief meine Frau, auf einmal lautschluchzend — „was thaten wir Unschuldige dem Himmel? sagt!"

„Was that uns der Himmel, Mutter?" rief Röschen. Aber doch versank sie mit uns in ein schwermüthiges Schweigen. Da kam ein Wagen, mit vier raschen Pferden bespannt, den Weg daher. Lenchen erkannte den Amtsrath. Er fuhr langsam bei uns vorüber, uns be-

trachtend, ohne uns zu grüßen. Das hatte Lenchen gesehen. Wir Andern hatten die Blicke zu Boden gerichtet. Dieser Hohn, gleichviel ob Hohn des Amtsraths oder des Zufalls, vollendete unser Unglück.

Wir gingen düster weiter, und am Abend zogen wir in eine kleine dunkle Hütte, ach, die wir mit keinem freundlichen Worte begrüßten, ein. Wir weinten Alle, und eine dunkle, sternenlose Nacht sank über die Erde und über unsere Herzen herab.

Ende des ersten Bändchens.

Halle
gedruckt bei Leopold Bäntsch.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Das Bekenntniß am Grabe

Bd.: 1

Halle (1811)

P.o.germ. 785 b-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113379-9